



Carl Hauptmann

phot. Hugo Erfurth in Dresden

Gleisiche Chronik

REDAKTION: B. CLEMENZ



Tor im Parke von Stabelwig
(S. 461)

phot. Muschalet in Breslau

Die Vertreter der deutschen Presse in Breslau

Zum Delegiertentage vom 19. bis 23. Juni

So oft auch der deutschen Presse im Parlament oder Volksversammlung Segner erstanden sind, das Geltendmachen, das in den Vordergrundstellen eigener Interessen hat ihr noch Niemand vorgeworfen. Im Gegenteil. Die Presse arbeitet für die Wohlfahrt, für den Ruhm, für den Genuß, für die Neugier Anderer, ohne an sich selbst zu denken. Sie predigt den Zusammenschluß aller möglichen Gruppen von Berufen und spricht fast nie von dem mit ihren Kollegen. Man kann Tausende von Zeitungsnummern durchblättern, ohne eine Zeile zu finden, die sich mit den eigenen Interessen der Journalisten und Schriftsteller beschäftigt. Ein geistvoller Franzose sagte: „Die Presse ist in kleine Gruppen zerplittert, ohne feste Einheit. Sie hat zwanzig Kapellen und keine Kirche, zwanzig Rituale und keine Religion. Sie muß sich organisieren!“ Ja, aber eben diese verschiedenen „Rituale“ standen lange Zeit im Wege. Jeder Journalist hat seine politische Ueberzeugung oder er sollte sie wenigstens haben; für sie tritt er ein, für sie kämpft er. Was Wunder, daß es schwer, ja, anfangs unmöglich schien, all die Vertreter verschiedener Parteirichtungen, sogar verschiedener Weltanschauungen unter einen Hut zu bringen! Aber die Notwendigkeit gebot es schließlich doch, sich ebenfalls zusammen zu schließen, wie dies alle Welt tat. Und siehe da! Nach manchen vergeblichen Versuchen ging es ganz gut, wider Erwartung glatt. Die Leute, die sich in ihren Blättern wütend bekämpften, sie fanden sich schließlich doch einträchtig an einem Tische zusammen, um zu beraten, wie der Stand des Journalisten zu heben, seine soziale Lage zu bessern sei. Die Gründung des „Verbandes Deutscher Journalisten- und Schriftsteller-Vereine“ gelang 1895 zu Heidelberg. Unter den gründenden Vereinen befand sich auch der Verein: „Breslauer Dichterschule“, den 1901 der neugeschaffene „Schlesische Journalisten- und Schriftsteller-Verein“ in der Mitgliederliste des Verbandes ablöste. Bereits ein Jahr vorher war durch die in Hamburg erfolgte Begründung einer „Pensionskasse für deutsche Journalisten und Schriftsteller“, deren Sitz nach München verlegt wurde, die sich ganz außerordentlich gut entwickelt und gegenwärtig wirkt, der Zusammenhang unter den Angehörigen des deutschen Schrifttums wesentlich gefördert worden. Aus dem Norden und aus dem Süden unseres Vaterlandes, aus den deutschen Landesteilen Oesterreichs und der Schweiz waren Journalisten und freie Schriftsteller herbeigeeilt, um endlich einen ersten und wichtigen Schritt zu tun zur Verbesserung ihrer eigenen Lage, zur Sicherung ihrer Zukunft und der ihrer Angehörigen.

Der neubegründete Verband schloß, wie schon sein Name besagt, die Einzelmitgliedschaft aus. Nur Journalistenvereinigungen, die sich über einzelne Städte, Provinzen oder Gaue erstrecken, dürfen ihm angehören und ihre Delegierten je nach der Zahl ihrer Angehörigen zu den Tagungen entsenden. Der Vorort wechselt von zwei zu zwei Jahren, ist also planmäßig dezentralisiert. Der Vorstand des Vorortes führt während dieser Zeit die Geschäfte des Verbandes und beruft die Delegiertentage. Diese fanden statt in Leipzig, Heidelberg, Frankfurt a. M., Wien, Zürich, Mainz, Eisenach, Berlin, München, Graz, Darmstadt, Hamburg, Dresden, Worms und zum sechzehnten, dem diesjährigen, hat der Schlesische Verein die Kollegen nach Breslau eingeladen. Freilich wird er ihnen an Veranstaltungen das nicht bieten können, was anderen Verkehrszentralen leicht fiel. Die großartigen Fahrten und Vergünstigungen, die in Hamburg, die Hamburg-Amerikanische Paket-Fahrtgesellschaft der Presse bereitwilligst entgegenbrachte, dem von nationaler Begeisterung getragenen Empfange in der steiermärkischen Hauptstadt, — um nur einiges

hervorzuheben — hat Breslau nichts entgegenzustellen. wie es sich auch weder mit dem walbunkränzchen Darmstadt, noch mit dem königlichen Dresden messen kann. Aber trotzdem den Journalisten auch hier kein Empfang regierender Fürsten zu Teil werden kann, wie es zuletzt in Dresden von Seiten des Rigs, in Darmstadt vom Großherzog, in Hamburg vom regierenden Bürgermeister, in München vom Prinzregenten usw. der Fall war, so wird der kameradschaftliche Sinn der hiesigen Kollegen dennoch alles an bieten, um den auswärtigen auch die beratungsfreie Zeit angenehm zu vertreiben.

Denn — wenn ich auch bisher ungebührlich viel von den vernünftigen Veranstaltungen dieser Tage gesprochen habe — gearbeitet ist stets tüchtig worden, und gearbeitet soll auch hier werden. Lautet doch ein einstimmig angenommener Antrag: „In allen festlichen Veranstaltungen ist möglichst Maß zu halten.“ Und an Gelegenheit zu ausgedehnten Besprechungen, an Material zu wichtigen Anträgen hat es bisher wahrlich nicht gefehlt an den Delegiertentagen. Vor allem gab es zu debattieren über Anregungen, wie der Verband selbst wirkungsvoller zu gestalten sei, und über Organisationsfragen, die jedoch für ein größeres Publikum kein Interesse haben. Mehr Verständnis werden schon die Thematata finden, die sich mit Standesfragen der Journalisten und Schriftsteller beschäftigen. So die Frage der Berufsbildung, ferner die, ob es wünschenswert sei, auch die politischen Zeitungsartikel mit Namensunterschrift zu versehen. Von größerer Wichtigkeit jedoch sind vor allem die Gegenstände, die die Presse in Konflikt mit der Rechtsprechung gebracht haben und oft noch bringen. Die heut erfreulicherweise ein wenig in den Hintergrund geschwundenen Fragen der Theaterzensur, des fliegenden Gerichtsstandes der Presse haben zu wiederholten Malen Gelegenheit zu ausgedehnten Erörterungen geboten, die ja auch nicht ganz ohne Erfolg geblieben sind, wie ja nun auch erfreulicherweise der stets so scharf bekämpfte Grobe-Unfug-Paragraph aus der Anwendung der Gerichte der Presse gegenüber so gut wie verschwunden ist. Nur die Frage des Zeugnisschwangs gegen Redakteure hat noch keine endgiltige Lösung gefunden, wenn auch die Anwendung desselben ebenfalls auf Betreiben des Verbandes eine wesentlich mildere geworden ist. Lebhafteste Proteste erweckte an den Delegiertentagen die Art des Strafvollzuges, wie dieser an einzelnen Orten gegen verurteilte Angehörige der Presse geübt wurde, wie überhaupt die Rechtsprechung sowohl einzelner Gerichte, wie die des Reichsgerichts in Preßangelegenheiten oft scharf kritisiert wurde.

Ueber den Berichtungszwang, über die Haftung der Presse, die irrtümlich aus einem Paragraphen des B.-G.-B. hergeleitet wird, über die Verjährungsfrist für Beleidigungen durch die Presse und viele ähnliche Angelegenheiten wurde eingehend verhandelt, ferner energig Stellung genommen gegen den leider vertragsgemäß so lange sanktionierten Diebstahl, den deutsch-amerikanische Blätter und Bühnen gegen deutsche Geistesprodukte verübten. Die scharfen Bestimmungen des deutschen Urheberrechtes, für die anfänglich der Verband eingetreten war, drohten fast, ihn zu sprengen. Denn er enthält u. A. auch Vereinigungen, die nur zumeist aus freien Schriftstellern, sogenannten Berichterstattern, bestehen. Diese haben den natürlichsten Wunsch für ihre Notizen möglichst viel Honorar zu erhalten, und beanspruchten auch solches z. B. von Provinzzeitungen, die eine Notiz etwa aus der Dienstagnummer eines Berliner Blattes am Mittwoch abdruckten. Daraus ergaben sich viele Differenzpunkte, die sich deshalb noch zuspitzten, weil ein unglücklich gefaßter Paragraph des obigen Gesetzes dem wirklich oder vermeintlich Geschädigten das Recht verleiht, den Redakteur der nachdruckenden Zeitung sogar der Staatsanwaltschaft zu denunziern. Es sind daraufhin von Seiten einiger Gerichte (auch eines hiesigen)

ganz merkwürdige Urteile gefällt worden. Diese bewiesen, wie fremd den urteilenden Richtern das Wesen und das Gebahren des modernen Zeitungswesens ist, und wie berechtigt die ebenfalls vom Verbandsverbande lebhaft befürwortete Anstellung von Sachverständigen für Preßangelegenheiten an größeren Orten wäre. Auch auf die ganz eigentümliche, die moderne Presse fast ganz außer Acht lassende Zusammensetzung der königlichen literarischen Sachverständigenkommission zu Berlin wurde mehrfach in den Tagungen hingewiesen. Die Nachdruckfrage jedoch schien lange Zeit einen Keil in den Verband zu treiben. Die Gegensätze verschärften sich, zum Teil in Folge mißverständlicher Auffassung oder unglücklicher Formulierung angenommener Anträge, und in Darmstadt wie in Hamburg drohte eine Scheidung. Schließlich aber siegte auf beiden Seiten die Erkenntnis, daß nur Einigkeit zur Erreichung der anderen gemeinsam erstrebten Ziele führen würde, und daß sowohl Redakteure, wie freie Schriftsteller auf einander angewiesen seien. Die ersteren erklärten sich gern bereit, berechnigte Ansprüche anzuerkennen, die Berichterstatter vermieden in ihrer übereingewandter Mehrzahl die unangenehmen Meldungen an die Staatsanwaltschaft, und die Begründung eines Schiedsgerichtes, das jeder Verbandsverein nach zweckmäßig allgemein angearbeiteten Satzungen eingeführt hat, ist bestimmt, jedwede Nachdruckstreitigkeit, wenn es angeht, ohne Zuhilfenahme der Gerichte zu erledigen.

Nach der glücklichen Lösung dieser und ähnlicher Standesfragen wendete sich die Aufmerksamkeit des Verbandes mehr und mehr auf Hebung der privaten Fürsorge für Preßangehörige. Ob die geplante Reichsversicherung für Privatbeamte auch die Redakteure in sich schließen wird, steht noch dahin, jedenfalls aber wird noch ein gutes Jahrzehnt darüber hinweggehen, ehe sie ins Leben treten kann. Eine Umfrage bei den Zeitungsunternehmen über die Einrichtungen, die sie bisher für die Altersversorgung ihrer Angestellten, für die Versorgung von deren Witwen und Waisen und ähnliche Fragen sozialer Fürsorge getroffen haben, ergab ein unalablich klägliches Resultat, dessen Einzelheiten hier des Raumes wegen nicht angeführt werden können. Jedenfalls jedoch erwies es die Notwendigkeit, in dieser Frage nunmehr mit Energie vorzugehen. Leicht erscheint ja die Sache nicht. Die Zentrumspresse hat in ihrem Augustinusverein, die sozialdemokratische ebenfalls in einer, wenn auch loseren Vereinigung einen gewissen Rückhalt. Auch sorgen einige größere Zeitungsbesitzer Berlins und der namhafteren Provinzstädte ausreichend für ihre Mitarbeiter. Aber die zahlreichen Angehörigen der anderen? Erschwerend wirkt der Umstand, daß sich die Presse fortwährend aus allen möglichen Berufskreisen rekrutiert, daß der Wechsel in den Redaktionen ein häufiger ist, und daß die an den großen Blättern tätigen Kollegen, die selbst sicher und warm sitzen, dem sozialen Elend der minder begabten oder minder begünstigten Journalisten oft nicht das wünschenswerte Interesse und Verständnis entgegenbringen und für deren Förderung eintreten.

Als der Schlesische Journalisten-Verein kurz nach seiner Begründung für 1902 und 1903 die Vororterschaft übernommen hatte, arbeitete er (hauptsächlich mit Hilfe des in Preßangelegenheiten besonders vertrauten Rechtsanwalts Armer) einen „Normalvertrag für Redakteure“ aus, der in seinen Hauptzügen beim Engagement solcher zur Grunde gelegt werden sollte. Allein der Normalvertrag fand damals leider nicht die Billigung des „Vereins deutscher Zeitungsverleger“, ohne den naturgemäß ein solcher Vertrag nicht in die Erscheinung treten konnte. Neuerdings erst hat sich dieser Verein der Erwägung nicht weiter verschließen können, daß in der Frage der sozialen Fürsorge etwas geschehen müsse. Der Verband hat eine Kommission eingesetzt, die den Normalvertrag nochmals durchberaten hat, und die am 13. Juni mit dem Vorstande des Verlegervereins in München über die Annahme einer endgültigen Fassung beraten

wird. Der Verlegerverein selbst tagt vom 14. bis 16. Juni in München und wird dann die Entscheidung treffen. Der Bericht, der am hiesigen Delegiertentage der augenblickliche Vorort München über diese Angelegenheit geben wird, dürfte den wichtigsten Teil der ganzen Tagung bilden. Von wie weittragender Bedeutung die wünschenswerte Einigung mit dem Verlegervereine ist, lehrt u. a. ein vor ganz kurzer Zeit eingetretener Fall. Der Redakteur einer schlesischen Provinzzeitung starb plötzlich und hinterließ seine Witwe völlig mittellos. Sie war gezwungen, die Hilfe des Schlesischen Journalistenvereins anzurufen, der natürlich nach Maßgabe seiner Mittel sofort einsprang. Von Fragen sozialer Fürsorge soll ferner u. a. noch über den Anschluß von Verbandsvereinen an schon bestehende Krankenkassen referiert werden.

Die anderen Gegenstände der Tagesordnung dürften weniger von allgemeinem Interesse sein. Ein Teil beschäftigt sich mit einer Neugestaltung des Vereins, Erhöhung der Beiträge, Schaffung eines festen Vororts, Errichtung eines Generalsekretariats u. s. w. Andere wiederum sollen sich mit der neuen Strafprozeßordnung und der Novelle zum Strafgesetzbuch, soweit sich diese auf die Presse beziehen, beschäftigen.

Der „Verband deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine“ zählt in seiner augenblicklichen Zusammensetzung 32 Vereine, von denen die „Berliner Presse“, die Wiener „Concordia“ und der große „Verband der Rheinisch-Westfälischen Presse“, der in Düsseldorf seinen Sitz hat, die hervorragendsten genannt werden dürfen. Die Vororterschaft ruhte der Reihe nach in Hamburg, München, Berlin, München, Breslau, Hamburg, Berlin und nun wiederum beim Münchener Verein, der sich stets mit besonderem Interesse der gemeinsamen Sache angenommen hat.

Wir Schlesier geben uns der Hoffnung hin, daß der hiesige Delegiertentag ein erfreuliches Resultat liefern wird, und daß es den Preßangehörigen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz nebst ihren Damen auch bei uns im Osten gut gefallen wird.

Ludwig Sittenfeld

Jubiläen

Das zweihundertjährige Jubiläum der Gnadenkirche in Hirschberg begann am Sonnabend, den 1. Mai, abends mit einer Festvorstellung im Kunst- und Vereins-hause. Zur Aufführung gelangte das Festspiel „Vor 200 Jahren“ von Adolf Stenzel. Das geschickt verfaßte historische Spiel schildert in einer edlen Sprache die Nöte der damaligen Zeit und die Opferwilligkeit der glaubensfesten Kaufherren Glasey und von Mohrenthal, die ein ganzes Vermögen hingaben, um die Erlaubnis zur Errichtung eines Gotteshauses zu erlangen. Der 1. Jubeltag begann mit einem Festgottesdienste. In der Festpredigt, welcher die Bibelstellen 1. Mose 13, 14 und Psalm 103, 1 und 2 zu Grunde lagen, streifte Pastor Zapfe auch die reiche Geschichte des ehrwürdigen Gotteshauses und ermahnte das gegenwärtige Geschlecht, Dankbarkeit gegen die Väter durch Treue zu Gott und Liebe zur Kirche zu beweisen. Zu dem Kinder-gottesdienst um 11 Uhr hatte sich eine zahlreiche Kinder-schar aus Stadt und Land in der Gnadenkirche versammelt. Sehr gut besucht war auch das Kirchenkonzert, welches Musikdirektor Niepel mit dem durch den Akademischen Gesangverein verstärkten Kirchenchor am Nachmittag veranstaltete. Mit großer Virtuosität trug Musikdirektor Niepel die Bach'sche „Phantasie und Fuge“ vor. Fräulein Toni Schulke, unsere einheimische Konzertsängerin, sang die Solopartien des 42. Psalmes. Die Geschichte der Gnadenkirche „in lebenden Bildern“ wurde nach Begrüßung der Ehrengäste im Konzerthause der zahlreich erschienenen Gnadenkirchengemeinde vor Augen geführt. In schwungvollen Versen schilderte Sanitäts-

rat Dr. Baer die „Vertreibung des Predigers Köhrich und die Absteckung des Kirchenbauplazes“. Von überwältigender Wirkung waren die Buschpredigerzune und der Brand des Gnadenkirchturmes von 1806. Golden strahlte am Morgen des 5. Mai die warme Maijonne vom blauen Himmel, als ein lauer Frühlingswind die vollen Akkorde der Choräle „Eine feste Burg ist unser Gott“ und „Nun danket alle Gott“ von den Türmen der Gnadenkirche und des Rathhauses über die festlich geschmückte Stadt hinwegtrug und der durch die Straßen flutende Menge die Bedeutung des Tages verkündigte. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen rückten die Vereine der Parodie nach der unteren Promenade. Während der Festzug den Ring besetzte, wurden im Rathause die auswärtigen Ehrengäste, Oberpräsident Graf Jedlich-Trüchslitz, Oberhofprediger Dryander, Excellenz Vogt, Vizepräsident des Oberkirchenrates, Generalsuperintendent Haupt u. a. m., begrüßt und Musikdirektor Niepel, Architekt Pulver, Kirchenältester Friedrich mit den Kronenorden dekoriert. Dann setzte sich der Festzug in Bewegung. Ehrenpforten, Flaggen und Guirlanden bezeichneten den Weg, den er von der Promenade bis zu dem altherwürdigen Gotteshaufe nehmen sollte. Punkt 10 Uhr begrüßte der Erste Bürgermeister Hartung den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen an der Ehrenpforte im Namen der Stadt und bald darauf Pastor prim. Niebuhr nach einem poetischen Grusse durch die Ehrenjungfrau Scharjow im Namen der Gnadenkirchengemeinde. Nachdem die Jugend das Gotteshaus verlassen und die Gemeinde unter den brausenden Akkorden der Orgel die angewiesenen Plätze aufgesucht hatte, betrat der Prinz unter dem Fanfarengruß der Jägerkapelle das Gotteshaus. Die Liturgie hielt Superintendent Tiesler und Pastor Scharjow die Jubelfestpredigt im Anschluß an die Bibelworte: Psalm 126, 3 und Psalm 73, 23. Generalsuperintendent Haupt ermahnte die Gemeinde zur Glaubensstreue und Liebesarbeit. In der neuen Abendmahlkapelle bewunderte der Prinz die Jubiläumsgeschenke. Dann begab er sich in das Offizierskafino des Jägerbataillons zum Frühstück. Um 2½ Uhr kehrte er nach Berlin zurück. Den Schlußgottesdienst hielt Pastor Marko. Seinen Abschluß fand das herrliche Fest in einem Festessen, an dem sich auch die auswärtigen Ehrengäste beteiligten.

Sch.

Jubiläum der Gnadenkirche in Sagan. Am 15. und 16. Mai begina die evangel. Gemeinde zu Sagan das 200-jähr. Bestehen der Gnadenkirche. Eingeleitet wurde die Feier durch Schulgottesdienst. Von 9 Uhr an versammelten sich die Kinderchoren auf dem Platze vor der Knabenmittelschule und der Turnhalle, und um 10 Uhr setzte sich der stattliche Zug bei Glockengeläute unter Vorantritt der Stadtkapelle in Bewegung. Der Kinderzug wurde von den drei hiesigen Geistlichen geführt, denen sich der Gemeindefürsorge angeschlossen. Mit Glockenklang empfing sie die festlich geschmückte Kirche. Pastor Simon hielt die Festpredigt, in der er einen Rückblick auf die Geschichte der Gnadenkirche gab. Gemeinsam wurde vorher das alte „Wanderlied der evangelischen Schlesier“, das die Vorfahren sangen, wenn sie zu ihren Zufluchtskirchen pilgerten, angestimmt. Wie das Aeußere, so ist auch das Innere der festlich geschmückten Kirche durch die Erneuerungsarbeiten prächtig ausgestaltet. Beim Eintritt in das Gotteshaus fällt das Auge zunächst auf den Altar, der mit seinem Gemälde schmuck wie verjüngt dasteht. Die neuen Bänke mit ihren Schnitzereien heimischer Arbeit, der frische Anstrich des Gotteshauses und manches andere mehr vervollständigen den schönen Eindruck. Und zu dem Schönen tritt das Praktische, denn die Kirche hat jetzt nicht allein Gasbeleuchtung, sondern auch eine Heizanlage. Vielfache Opfer forderten alle die Neuanlagen, aber sie waren notwendig geworden und werden deshalb auch bereitwillig getragen.

Am Sonnabend fand ein Rüstgottesdienst statt, bei welchem Pastor Viebig die Predigt hielt. Der Seminarchor sang eine Steinsche Motette. Abends 8 Uhr fand in der Gnadenkirche, die durch die neue Gasanlage hell erleuchtet war, vor einem sehr zahlreichen Publikum eine Aufführung des Oratoriums „Paulus“ von Mendelssohn statt. Mitwirkende waren der hiesige Musikverein, die 58er Kapelle aus Glogau, die Solisten Frl. Houten und Alfred von Fossard-Berlin und Herr Nieß-Hamburg. Die gelungene Aufführung leitete Chordirigent Gabriel. Glockengeläute und Choralmusik vom Kirchturm und Ratsturm leiteten den eigentlichen Festtag ein. Um 9 Uhr versammelten sich die kirchlichen und städtischen Körperschaften zur Begrüßung der Ehrengäste im Stadtverordneten-Sitzungssaal. Erschienen waren u. a. Regierungspräsident Freiherr von Schert-Thof, Generalsuperintendent Haupt, Konsistorial-Präsident Schuster, Ober-Regierungsrat von Reefe, Präsident der schlesischen Provinzialsynode Landrat Freiherr von Jedlich, Landrat von Wolf u. a. Nach einem Choralgesang und einem Gebet des Generalsuperintendenten begrüßte Superintendent Wohlfahrt die erschienenen Herren. Zunächst brachte der Regierungspräsident der Jubelgemeinde seine und der Behörde Glückwünsche dar. Ihm schlossen sich namens des Konsistoriums Präsident Schuster, namens der Provinzialsynode Freiherr von Jedlich, namens der Stadt Bürgermeister Achilles, namens der Schulen Rektor Reefe an. Superintendent Wohlfahrt dankte im Namen der Gemeinde. Inzwischen hatten sich am Markt die Vereine zum Festzug aufgestellt, der nach Aufnahme der Ehrengäste sich über den Kornmarkt, die Kepler- und Friedrich-Wilhelmstraße nach der Kirche bewegte. Etwa 1500 Personen beteiligten sich daran. Die Festpredigt hielt Superintendent Wohlfahrt. Vor der Schlußliturgie beglückwünschte Generalsuperintendent Haupt die Jubelgemeinde. Folgende Geschenke sind der Kirche zugegangen: 1. Sammlung in den Gemeinden 4670 Mark, 2. Teppichbelag für den Altar 500 Mark, 3. Stadt Sagan ein Harmonium, 4. Tuchfabrikantenverein Sagan schwarze Altarbekleidung, 5. Landrat a. D. Heimann-Dittersbach Altargerät im Werte von 1140 Mark, 6. derselbe 500 Mark zur Vergoldung der Kronleuchter, 7. Frl. Willmann Altarteppich, 8. Frl. J. und E. Walther weiße Altardecken für Kirche und Sakristei, 9. Verein junger Mädchen vier Nummerntafeln. Aus Anlaß des Jubiläums sind verschiedene Festschriften erschienen. Am 4 Uhr begann im großen Saale des Konzerthauses das Festdiner, an welchem 210 Personen teilnahmen.

Hundertjahrfeier der Dritten Ulanen in Fürstenaubade. Die Entstehung des 3. Ulanenregiments ist auf die Erhebung Schills zurückzuführen, der am 28. April 1809 an der Spitze seines 2. Brandenburgischen Husarenregiments von Berlin aus seinen kühnen Zug antrat. Schill wurde als Deferteur erklärt und sein Regiment aus der preussischen Heeresliste gestrichen. Um die dadurch entstandene Lücke wieder auszufüllen, wurde durch eine aus Königsberg vom 16. Mai 1809 datierte Kabinettsordre die Errichtung des 3. Ulanenregiments zu vier Schwadronen aus je einer Schwadron der in Schlesien befindlichen Ulanenregimenter Nr. 1 und Nr. 2, aus Zurückgebliebenen des Schillschen Regiments und aus überzähligen Mannschaften der beiden schlesischen Husarenregimenter Nr. 4 und Nr. 6 befohlen. Das neue Regiment stand zunächst in Berlin, seit 1811 in verschiedenen pommerischen Städten in Garnison. Der Krieg Napoleons gegen Rußland 1812 rief die dritten Ulanen ins Feld. Die 3. und 4. Schwadron des 3. Ulanenregiments wurden mit der 3. und 4. Schwadron des Schlesischen Ulanen-Regiments Nr. 2 zu dem „Kombinierten Ulanen-Regiment“ unter dem Befehl des Majors von Werder vereinigt, während die 1. und 2. Schwadron der dritten Ulanen nach Sulau, Trachenberg und Militzsch in Garnison kamen. Das „Kombinierte Ulanen-Regiment“ hatte als Vorhut der „Großen Armee“ vielfach Gelegenheit, sich hervorragend auszuzeichnen; aber entsprechend waren

auch die Verluste: von 26 Offizieren und 650 Mann, mit denen das Regiment ausgerückt war, kehrten 8 Offiziere und 125 Mann Weihnachten 1812 nach Königsberg zurück. Am 18. Februar 1813 trafen die schwachen Reste des kombinierten Regiments in Breslau ein, und die Brandenburger Manen ritten weiter nach Militsch, Sulau und Trachenberg, um sich hier zu reorganisieren, während ihre 1. und 2. Schwabron aus diesen Garnisonen ausrückten, um an der Belagerung von Slogau teilzunehmen und dort manchen harten Strauß mit der französischen Besatzung zu bestehen. Erst am 30. Mai konnte das Regiment, bei dem auch ein freiwilliges Jäger-Detachement gebildet worden war, wieder vereinigt werden. Bei dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten wurde das 3. Manen-Regiment der 2. Brigade (Kazler) der Reservekavallerie der schlesischen Armee (Nordisches Korps) zugeteilt und hatte am 15. August bei Liegnitz den ersten Zusammenstoß mit dem Gegner nach dem Waffenstillstand; leider trieb eine der ersten französischen Kugeln dem Leutnant Albrecht, dem Führer der Spitze, das eben für sein tapferes Verhalten vor Slogau verliehene Eisernes Kreuz in die Brust, sodaß er bald darauf starb. Auch bei Lauterfelde (18. August), Löwenberg (21. August), Goldberg (23. August) und in der Schlacht an der Ragbach (26. August) waren die dritten Manen immer ruhmreich am Feinde und hatten bei der Verfolgung nach dieser Schlacht meist den Vortrab. In ununterbrochenem Siegeszuge ritt das Regiment über Leipzig, La Chaussee, Champaubert und Laon nach Paris und hatte auch 1815 Gelegenheit, bei Belle-Alliance seinem Ruhmeskranz neue Blätter hinzuzufügen. Dieselbe Tapferkeit hat das 3. Manen-Regiment, zu dessen Chef im Jahre 1829 der Großfürst-Thronfolger Alexander Nikolajewitsch, später Kaiser Alexander II. von Rußland, ernannt wurde — es ist seitdem stets mit dem russischen Kaiserhaufe verbunden geblieben — in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 bewiesen. Das nunmehr in Fürstenwalde garnisonierte Regiment beging kürzlich sein 100jähriges Bestehen festlich.

Aus der Natur

Die Marschendorfer Höhle. In Nr. 16 von „Schlesien“, Seite 413, ist von einem „bärenartigen Tiere“ die Rede, dessen Knochen in der obengenannten Höhle gefunden wurden. Ich habe die Höhle und deren Einschlüsse im vorigen Jahre gesehen. Es handelt sich in der Tat um den echten Höhlenbären, Ursus spelaeus, der also hier zur Eiszeit gelebt haben muß. Das Vorkommen ist seiner Lage wegen von Interesse. Die nächst gelegene Höhle auf der schlesischen Seite des Gebirges das Rißelloch am Rißelberge bei Rauffung a. Ragbach hat bisher nur einen Unterliefer des braunen Bären und Reste kleinerer Tiere geliefert, die wahrscheinlich noch diluvialen Ursprunges sind. Uebersaus reiche Funde von Höhlenbärenresten und anderen, gleichzeitig lebenden Tieren mit Spuren des diluvialen Menschen haben sich in den Höhlen der polnischen Schweiz, in der Gegend von Ojcow, nördlich von Krakau gefunden. S. Gürlich.

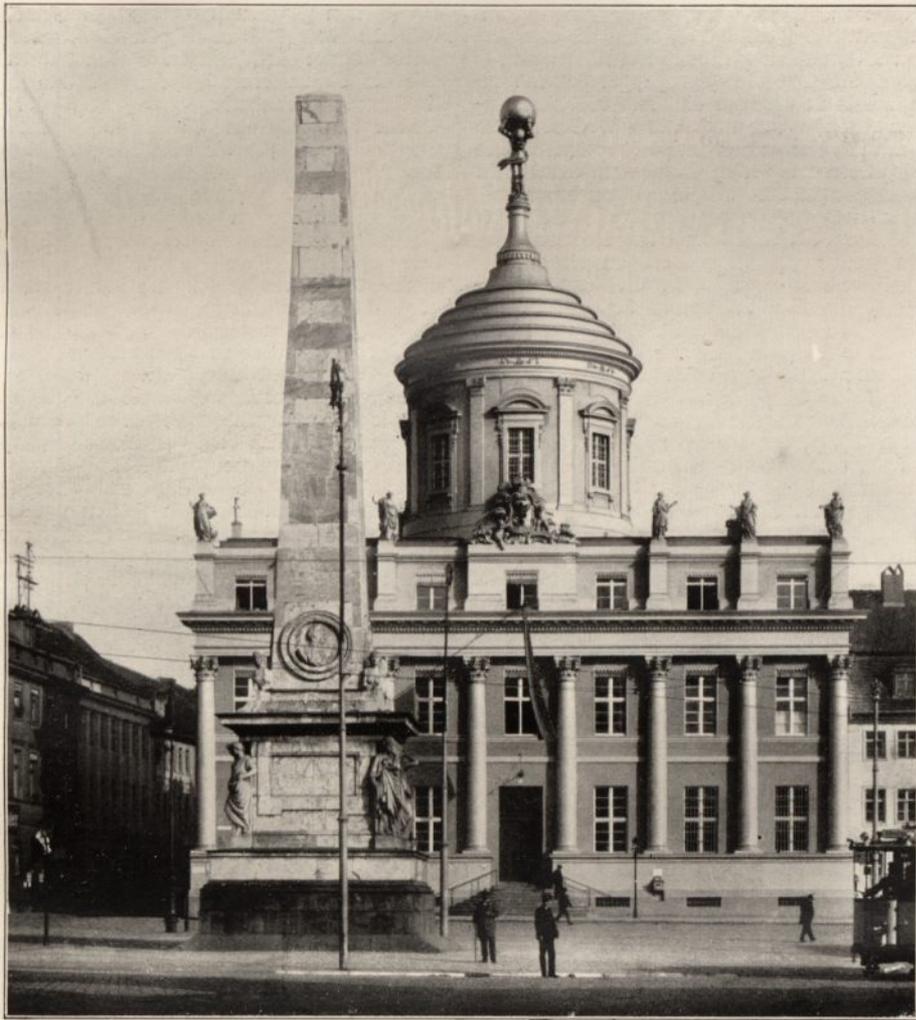
Altertümer

Am Parke zu Stabelwitz. Eine von den wenigen landschaftlichen Idyllen, die sich vor der Alles gleichmachenden Terrainaussnützung in der Umgebung Breslaus noch gerettet haben, ist das liebliche Tal, welches den untersten Flußlauf der schlesischen Weißitz bei Deutsch-Lissa aufnimmt. Ruhigen Laufes, wie ermüdet nach der meilenweiten Wanderung, ziehen die dunklen Wellen dieses echten Gebirgsflusses dem Oberstrome entgegen, mit undurchdringlichem Gebüsch das Dornröschen unter den schlesischen Landschaften, die Parkinsel von Stabelwitz, vor jeder Annäherung achtloser Touristenschwärme eifersüchtig verborgend. Was Hugo Kretschmer in seinen „Sonntagsspaziergängen“ übergangen, was Lutsch in seinen „Kunstdenkmälern“ ignoriert, hat in diesem Winkel

ein schönen Formen sinnend nachgehender Naturfreund entdeckt: den hochmalerischen Säulenbau eines Parktores. Unter tieferschattigen Lindenbäumen liegt es da, wie die Ruine einer stolzen Wasserburg, mit dem im lichter Hintergrund aufragenden Schlosse um die Palme landschaftlicher Romantik streitend. In breitem Bogen spannt sich die steinerne Brückenwölbung über das sumpftartig stille Gewässer und trägt zu beiden Seiten je vier Pfeiler, die sich oben in zierlich gegitterten Spitzbögen zusammenschließen. Welche Bestimmung mag das mit Brücke und massivem Rundturm wehrhaft ausgerüstete Torwerk gehabt haben? Entweder diente dieser einzige Zugang der ringsum von Wasser eingeschlossenen Burg ehemals zur Verteidigung, oder es hatte, was wahrscheinlicher ist, dem herrschenden Geschmack des vorigen Jahrhunderts, Parks mit künstlichen Ruinen und Burgtteilen zu schmücken, folgend, der damalige Besitzer des Schlosses auch diese Reminiszenz an die alte Burgenherlichkeit entstehen lassen. Es ist verwunderlich, daß dieses sehenswerte Architekturstück in weiteren Kreisen noch unbekannt ist, zumal es doch dicht an der Dorfstraße liegt, und gewiß schon mancher, dem die weinumponnenen Hütten um Stabelwitz und das Holzkirchen, das drüben am Flusse aus dem reichen Grün hervorlugt, angenehm aufgefallen sind, sich im Dorfe spürend umgeschaut haben mag. Für die Befucher des bekannten historischen Fleckens Lissa (Stabelwitz ist vom Bahnhof Deutsch-Lissa und Herrprotisch gleich bequem zu erreichen), die es vorziehen, an den malerischen, verschwiegenen Flußufern der Weißitz eine Wanderung zu unternehmen, bildet das genannte Bauwerk sicher einen lohnenden Zielpunkt. (Bild S. 457)

Paul Muschalek

Schlesischer Marmor in Potsdam. Auf dem Alten Markte in Potsdam hat Friedrich der Große einen Obelisk aus schlesischem Marmor errichten lassen, von dem wir heut eine Abbildung bringen. Er ist 1753—55 erbaut, und zwar der Hauptsache nach aus rötlichem Rauffunger Marmor, während ein Teil der architektonischen Gliederungen und der Figurenschmuck aus weißem carrarischem Marmor, der Sockel aber aus Sandstein bestehen. Dieses prächtige Monument hat seeben eine Restaurierung erfahren. Das Material zu dem 23,5 Meter hohen Obelisk ist auf Veranlassung Friedrichs des Großen dem Rißelberge bei Ober-Rauffung an der Ragbach entnommen worden. Da der innere Kern des Obeliskens wohl aus Sparsamkeitsrücksichten nicht aus festem Sandstein, sondern mit Mauerziegeln hergestellt worden ist, wurde von Sachverständigen schon Ende des 18. Jahrhunderts die Befürchtung ausgesprochen, daß das Monument den Witterungseinflüssen nicht sehr lange widerstehen werde, da sich Verwitterungserscheinungen bemerkbar machten. Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde infolgedessen eine Ausbesserung vorgenommen. Die Instandsetzung erstreckte sich darauf, daß alle verwitterten Teile entfernt und Dierungen an deren Stelle eingesetzt wurden. Die zahlreichen Risse im Marmor wurden mit der unter dem Namen „Knittelfelder Kitt“ (Knittelfeld in Steiermark) bekannten Masse ausgekittet, der durch Mischung mit Marmorgrus eine dem vorhandenen Marmor ähnliche Färbung gegeben worden war. Sodann wurde die ganze Außenfläche des Obeliskens vollständig mit Kitt eingerieben, sodaß dieser in die feinsten Fugen eindrang, und alsdann der Marmor abgeschliffen. Eine gleiche Behandlung erfuhren die vier Sphinxen, welche am Fuße der Nadel lagern, ebenso die vier Medaillonbildnisse preußischer Herrscher. Hingegen mußten die 2,5 Meter hohen, römische Gewandgestalten darstellenden vier Cæsariden in carrarischem Marmor vollständig erneuert werden. Der untere, 2 Meter hohe Sockel wurde in Sandstein, der unterste Auslauf des Denkmals in Granit neu hergestellt von Eichenblättern an den Enden mit Bodstüpfen von weißem italienischen Marmor.



phot. Neue Phot. Gesellschaft, Berlin

Obelisk aus schlesischem Marmor auf dem alten Markte in Potsdam

Die damalige Wiederherstellung hat rund 21 000 Mark gekostet, aber doch nicht den weiteren Verfall des Denkmals aufhalten können. Deshalb wurde eine durchgreifende nochmalige Renovation erforderlich, die nunmehr unter Benutzung gleichartigen Materials aus den Rauffinger Marmorbrüchen erfolgt ist. Darüber schreibt die Schles. Ztg.: Bei näherer Besichtigung dieser im Betriebe befindlichen Brüche der Betriebsleitung fand sich, daß dort an mehreren Stellen Material vorhanden ist, welches dem unter Friedrich dem Großen bei der Erbauung verwendeten fast völlig gleicht. Dieses wurde daher bei der im vergangenen Jahr 1908/09 zur Ausführung gelangten Instandsetzung verwendet. Da durch den Landeskonservator die Erneuerung und Einfügung mehrerer erheblich großer Werkstücke vorgeschrieben war, z. B. der Friesplatte, etwa $1,24 \times 1,24 \times 0,59$ Meter groß, und der Mittelstücke mit den hinteren Hälften der vier Sphixen, je etwa $1,72$ Meter und $1,35$ Meter lang bezw. $0,80$ Meter hoch, $0,88$ Meter tief — so verging trotz des größten Entgegenkommens der genannten Werke mehr als ein halbes Jahr, bis die Gewinnung des zu dieser Instandsetzung erforderlichen Rohmaterials gelang. Die Mittel für diese durch Hoffsteinmeiester Fiebiger zu Potsdam bewirkte Restauration des Obeliskens wurden vom Kaiser bis zum Betrage von 15 000 Mark bewilligt.

Theater

Hermann Hoppe's „Dorftyrann“ wurde am 16. April im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus in Berlin aufgeführt. Das Haus war gut besetzt, die Aufführung wirkungsvoll und der Erfolg gut, auch bei der Berliner Presse. Der schlesische Dialekt machte den Schauspielern Schwierigkeiten.

Martin Opik, der schlesische Dichter, auf der Bühne. „Eines Dichters Liebe“, ein fünftaktiges „Zeitbild“ von E. F. Orthmann, wurde am Sonntag im Hoftheater zu Oldenburg zum ersten Male aufgeführt. Das Stück spielt zur Zeit des 30-jährigen Krieges am Kaiserhofe in Wien. Im Mittelpunkt der reichen Handlung stehen Martin Opik, der als Gesandter des Herzogs von Liegnitz am Wiener Hofe weilte, und eine Tochter Bethlen Gabors.

Breslauer Theater. Die Saison geht zu Ende und damit auch die Lust zum Theaterbesuch. Es ist als ob das bloße Wort „Mai“ die Musentempel veröden läßt, denn von den wärmenden Segnungen des „Wonnemonats“ ist durchaus nichts zu merken. Die kurze Lebensdauer der „Grifeldis“ von L'Arronge und der „lieben Familie“ des Dänen Esmann, die beide am Premierabend zu Grabe getragen wurden, veranlaßte das Schauspielhaus sich im Wesentlichen auf seine erfolgreichen Reper-

toirstücke zu beschränken. Im Schauspiel kam nur noch eine Neueinstudierung des „Othello“ heraus. Auch dieses Stück verschwand bald wieder vom Spielplan, nachdem es am Premierenabend einen viel weniger ernstern Eindruck hinterlassen hatte, als die düstere Tragödie der blind rafenden Eifersucht sonst zu tun pflegt. Die letzte Operettennovität — Messagers Vaudeville „Die Brautlotterie“ — verursachte am ersten Osterfeiertage einen Theaterstandal und hat sich dadurch — aber auch nur dadurch — eine dauernde Erinnerung in den Annalen der Breslauer Theater gesichert. Nach diesen Mißerfolgen bestritt die Direktion mit den zugkräftigen Operetten „Die Försterchriftel“, „Der neue Dirigent“ und „Bub oder Mädel“ ausschließlich den Spielplan und der Erfolg gab ihr Recht. In der von ihren Verletzungen genesenen, beliebten Soubrette Annie Tharau entstand der Bühne in den letzten Wochen der Saison eine wertvolle Zugkraft.

Einen interessanten Abend, den wir auf das Konto des „Literarischen Vereins“ zu setzen haben, verlebten wir am 30. April in dem schönen Hause auf der Theaterstraße. Es war dies die Uraufführung der „Römischen Komödie“ von Hugo Salus, des dramatischen Erstlings des als Lyriker schon lange geschätzten Prager Gynäkologen. Da das Werk in der Tagespresse bereits eine eingehende Würdigung erfahren hat, so können wir uns darauf beschränken zu wiederholen, daß Hugo Salus dank seiner eleganten Verssprache und seinem geistreichen Dialog einen schönen, ehelichen Sieg errang. Die Aufführung, die unter Herrn Landas Regiezepter stand, traf den prächtigen Stil der Komödie überraschend gut.

Das Stadttheater hatte mit Leo Blechs entzückender komischer Oper „Versiegelt“ einen Treffer zu verzeichnen und am gleichen Abend feierte Peter Cornelius' behaglich-humorvoller „Barbier von Bagdad“, welcher der erfolgreichen Novität voranging, nach fünfjährigem Winterschlaf seine Auferstehung. Im Schauspiel sahen wir eine gute „Jungfrau“-Aufführung, die freilich den Zauber einer jungfräulichen Ausstattung lebhaft vermiffen ließ.

Im Lobetheater fand der neueste Blumenthal „Zwischen Ja und Nein“ eine Aufnahme, die mehr zum „Nein“ als zum „Ja“ hinneigte, und in der letzten Operettennovität — „Unser Theodor“ von Josef Manos — führten gefällige und ansprechende Melodien einen ausichtslosen Kampf gegen ein unsinniges, geist- und wirkloses Libretto. „Die Nihilistin“, ein Einakter, des unter dem Pseudonym Kurt Neurode als Dramatiker erfolgreich tätigen schlesischen Aristokraten Baron von Rottkirch-Panthen, wurde unter lautem Beifall aus der Taufe gehoben.

Auch das Thaliaheater überraschte uns mit einer Premiere. Dort wurde Adolf Schwayers Schülertragödie „Die Sittennot“, ein großgezimmertes Tendenzstück mit starken Bühneneffekten, von einem literarisch anspruchslosen Publikum enthusiastisch aufgenommen.

Noch ehe unsere Bühnen ihre Winterspielzeit beendet haben, hat bei Liebich bereits das Sommertheater mit dem übermütigen französischen Schwank „Der Satyr“ seinen Einzug gehalten, der den Liebhabern leichter Kost reichen Stoff zur Unterhaltung bot.

Breslau, Anfang Mai 1909

Fritz Ernst

Ausgrabungsfunde

Ein heidnisches Gräberfeld hat man in Neukleppen entdeckt. Unter einem Steinhügel fand sich eine größere Urne mit Asche und Knochenresten, während ringsherum kleine irdene Gefäße in geschweifeter Form standen. Man vermutet, daß sich hier noch mehrere heidnische Begräbnisstätten finden.

Einem Münzenfund machte der Gutsbesitzer Rusch in Roggenau beim Pflügen seines Feldes. Er stieß in einer Tiefe von etwa fünf Zoll auf eine Urne, in welcher sich eine größere Anzahl alter Silbermünzen, meist polnische, befand. Es sind über 350 größere und kleinere Münzen vorhanden. Sie weisen die Jahreszahlen 1500—1601 auf und rühren aus den Zeiten der Polenkönige Sigismund I., Sigismund August II. und Sigismund III. her. Die interessantesten sind die fünf größten, die die Größe eines Dreimarkstückes haben und die Zahl 1597 aufweisen. Der Ansiedler Böspel fand im Vorjahre gegen 3000 ähnliche Münzen in einem Lederbeutel.

Alttertumsfund. Auf der Salzstraße in Goldberg ließ Rentier Rodan ein altes Haus abreißen, um an dessen Stelle einen Neubau aufzuführen. Bei dem Ausheben der Baugrube stieß man in ungefähr 2 Meter Tiefe auf eine Anzahl alter Tongefäße, von denen etwa sechs ziemlich wohl erhalten sind. Sie lagen neben Scherben anderer und Tierknochen unter altem Schuttgeröll. Die Töpfe sind alle unglasiert, von meist eiförmiger Gestalt mit umgelegtem Rand und sämtlich auf der Drehscheibe hergestellt. Fast alle sind henkellos und tragen eine mehr oder minder deutliche horizontaltiefelung auf der Körperwölbung. Ein Topffragment mit breitem Henkel zeigt auf diesem eine Vertikalreihe schräg gestellter Kerbschnitte. Auf dem Boden eines anderen Gefäßes findet sich eine Radmarke.

Das Profil dieser Geschirre, das Fehlen der Henkel, die Bodenmarken und besonders die horizontale Riefelung charakterisieren einen keramischen Typus, welcher in Schlesien etwa im 6. Jahrhundert mit dem Vordringen der Slaven Einzug hält und auf allen Kulturplätzen dieses Volkes wiederkehrt. Er überdauert aber den Eintritt unserer Provinz in die Geschichte, wenn auch in etwas veränderter Form um mehrere Jahrhunderte. Der vorliegende Fund dürfte dem 14. Jahrhundert angehören und nichts anderes bedeuten als irgendwie verloren gegangenen Hausrat, der dann von einer dicken Schuttschicht überlagert worden ist.

Eine Gruppe gut erhaltener Keramik dieser Zeit gehört in Schlesien zu den seltenen Funden.

Persönliches

Schulrat Tamm †. Am 21. Mai ist Schulrat Tamm, ein eifriger Förderer der Touristik, gestorben, und zwar auf einem Gange in die heimischen Berge zum Zwecke der Wegemarkierung. Der im 63. Lebensjahre Dabingefiedene wirkte nahezu 25 Jahre als Kreischulinspektor in Reichenbach, wohin er im Jahre 1884 von der städtischen Realschule in Freiburg berufen worden war. In Reichenbach erfreute er sich großer Beliebtheit. Das Interesse,



Alttertumsfund in Goldberg

phot. Emmerich

welches er kommunalen Angelegenheiten entgegenbrachte, veranlaßte im Jahre 1891 seine Wahl in das Stadtverordnetenkollegium, dem er seitdem ununterbrochen, die letzten Jahre als Protokollführer, angehörte. Besondere Liebe und Fürsorge widmete er der Jugend. Die von ihm seit vielen Jahren veranstalteten Sammlungen zur Beschaffung warmen Frühstücks für arme Schulkinder im Kreise haben viel Not gelindert. Schulrat Tamm war auch Mitbegründer und Vorstandsmitglied des „Königstreuen Wahlvereins“ und gehörte außerdem dem Ernsdorfer Kriegerverein als Veteran aus den Feldzügen 1866 und 1870/71 an. Besondere Verdienste hat er sich um den Culengebirgsverein erworben, dessen Begründer und Vorsitzender er war.

Ein Jugendfreund Peter Rossegger's. In seinem „Heimgarten“ schreibt Peter Rossegger: In den Zeitungen kursiert eine Notiz, daß in Hohenploh (Schlesien) ein Schneidermeister Wilhelm Scholz ausgesagt habe, er hätte einst in Nied (Oberösterreich) als Schneider bei einem Meister mit mir gearbeitet. Ich, ein junger Schneidergeselle, hätte kein Talent zum Handwerk gehabt und während der Arbeit immer gedächelt. — Letzteres ist wahr; ersteres ist unrichtig. Ich habe mein Lebtag nie in Nied gearbeitet, am wenigsten als Schneidergeselle. Ein solcher bin ich nie gewesen. Als die vier Lehrjahre aus waren, sagte mein Lehrmeister zu mir: „Jetzt bist frei. Aber das Freisprechenlassen zahlt sich schier nicht aus, die paar Gulden können wir uns ersparen.“ Darauf bin ich noch etliche Monate bei ihm geblieben, dann habe ich dem Handwerk Lebewohl gesagt. Wenn in Nied wirklich so ein dichtender Schneidergeselle meines Namens gesehen wurde, so erschießt vielleicht ein zweites Exemplar von mir, von dem ich bisher nichts wußte.

Ernst B. S. Raupach wurde am 21. Mai 1784 in Straupitz bei Liegnitz als Sohn eines Predigers geboren; er besuchte das Gymnasium zu Liegnitz. Von 1804 ab wirkte er als Hauslehrer; erst auf dem Gute Groß-Wirsensitz, Kreis Subrau, dann in Petersburg und Moskau. 1816 wurde er als Ordinarius der philosophischen Fakultät an die Universität Petersburg berufen und verheiratete sich mit der Erzieherin Cäcilie von Wildermuth; 1817 wurde er zum Professor der Geschichte ernannt. 1823 kehrte er nach Deutschland zurück, lebte zuerst in Weimar, dann in Berlin. Schon in Petersburg hatte er zu dichten angefangen; hier führte ihn seine Muse zum Ruhm eines beliebten Theaterdichters. Seine Werke, „Hjidor und Olga“, „Laßt die Toten ruhn“, „Kritik und Antikritik“, „Der Nibelungenhort“, „Der Müller und sein Kind“, „Vater und Tochter“, „Der versiegelte Bürgermeister“, „Der Zeitgeist“ u. v. a., beherrschten zwei Jahrzehnt: lang die Bühne. Auch seine historischen Dramen, wie der Zyklus „Die Hohenstaufen“, der allein 16 Dramen umfaßt, fanden Beifall. Raupach wollte durch die Bühne bilden, national und sittlich. Heut ist von seinem Dramenreichtum höchstens noch „Die Schule des Lebens“ bühnenfähig. Seit 1842 hatte sich Raupach ins Privatleben zurückgezogen und empfing vom König Friedrich Wilhelm IV. einen Ehrensold. Seine Dramen wurden schon bei seinen Lebzeiten ziemlich vergessen. R. starb am 18. März 1852. In Liegnitz ist ihm zu Ehren eine Straße benannt.

Chronik

Mai

16. Die niedrige Temperatur hält die Vegetation stark zurück.

17. Der deutsche Kronprinz traf heut in Klein-Ellguth ein, der König von Sachsen weilt zur Zeit in Szybillenort, der König von Württemberg in Karlsruhe.

18. Die drei Abgeordneten der Grafschaft Glatz bringen im Abgeordnetenhaus eine Interpellation ein, betreffend das Schaben-Hochwasser, das bei der Prüfung der Wölsfel-Talsperre entstanden ist.

20. Die Leiche des Lehrers Wobus aus Städt. Hartau wurde heut im Schnee des Melzerggrundes gefunden und am 25. unter großer Beteiligung beigelegt.

22. Das Herrenhaus nimmt das Lehrerbefoldungsgesetz an. — In Wangen, Kreis Oppeln, brannten heut 29 Wirtschaften nieder.

23. Kardinal Fürstbischof Dr. Kopp ist auf der Firmungsreise in Oberschlesien in Rattowitz erkrankt und liegt schwerkrank in Breslau danieder.

26. In Oberschlesien nimmt die Tollwut der Hunde sehr zu.

30. Heut verkehrte auf der preussischen Seite des Riesengebirges, und zwar zwischen Warmbrunn und Giersdorf, der erste Automobil-Omnibus.

31. In Görlitz tagt die Versammlung des Schlesischen Provinzial-Lehrervereins, in Reize der Katholische Lehrerverein der Provinz Schlesien.

Die Toten

Mai

15. Bürgermeister Stanislaus Woytych, Hultschin, 59 J.

16. Gymnasialdirektor a. d. L. A. Meyer (Achtspinge bei Stendal), 73 J.

17. Amtsrat Frhr. Cuno von Boenigl, Siegersdorf, 60 J.

18. Ehrenstiftsdame Gräfin Emmy von Pfeil und Klein-Ellguth, Breslau.

Landgerichtspräsident a. D. Geh. Ober-Justizrat J. Wittholz, Breslau, 87 J.

19. Arzt Dr. Karl Stiegert, Schweidnitz, 73 J.

20. Dr. phil. Ernst Meyer, Oberrnigk, 46 J.

21. Schulrat Rich. Tamm, Reichenbach, 62 J.

Pfarrer und Kreischulinspektor a. D. W. Mende, Breslau, 60 J.

22. Hauptlehrer Anton Wodarz, Ellguth' OS., 65 J.

24. Rittergutsbesitzer Dr. W. Frost, Brieg, 65 J.

25. Direktor O. Wille, Oberrnigk, 57 J.

Stadttältester Julius Pioletti, Glogau, 75 J.

29. Kgl. Baurat Friedrich Dahms, Breslau.

Amtsvorsteher Ernst Seidel, Alt-Tarnowitz, 86 J.

30. Amtsvorsteher Karl Ault, Nieder-Thalheim, 61 J.

Im Kreise guter Freunde

vergnügt man sich doppelt so gut beim Genuss einer **Salem-Aleikum-Cigarette**. Ihr köstlicher Geschmack und ihr edles Aroma sind altbewährte Förderer der Unterhaltung. Salem-Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität! Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands grösste Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Nr. 3 4 5 6 8 10
Preis: 3½ 4 5 6 8 10 Pfennige das Stück.



Schreiberhau und seine Künstlerkolonie

Von Dr. Alfred Koeppen in Schreiberhau

Unter den Einwohnern der Großstadt nimmt der Künstler eine Sonderstellung ein. Nach dem Einwohnermeldeamt hat er zwar hier seinen ständigen Wohnsitz, in Wahrheit aber ist er in der Stadt und seiner Wohnung nur ein Abspizist. Er braucht sie für seine Studien, die gesellschaftlichen Beziehungen, die Öffentlichkeit und als Absatzmarkt. Den größten Teil des Jahres verbringt er draußen auf dem Lande, auf der Studienfahrt oder er zieht sich in die Künstler-Kolonie zurück. Horazische Lebensweisheit, das „odi profanum et arceo“ ist heut in Kunstkreisen zur Devise erhoben, und die Mäzen meiden gern die lärmende Großstadt und fliehen in die Stille der Berge und Täler.

Künstlerkolonie! Ein feierlicher Klang umweht das Wort für den Laien. Etwas Weltfernes, Höheres, Friedvollerer liegt in ihm. Man denkt an klösterliche Abgeschlossenheit.

Mit Ehrfurcht spricht man von Barbizon, Fontainebleau, mit Rührung von Dachau, mit strengem Ernst von Worpsswede. Es waren und sind Malerkolonien. Dieses Wort ist bisher gewöhnlich mit Künstlerkolonie identifiziert worden.

Nun ist ein Neues im Werden begriffen! Eine Kolonie, die die verschiedenen Künstlernaturen vereinigt, mehr eine Sammelstätte von feinsinnigen Aestheten, die jeder ihrer Kunst leben, aber in gegenseitiger Wertschätzung Ge-

danken tauschen, sich einer an der Kunst und dem Können des andern freuen, und sich gegenseitig bereichern. Von ihnen dichtet der eine in Farben, der andere in Worten oder in Tönen, der baut die Welt aus den Trümmern der Vergangenheit wieder auf und grübelt über die Rätsel des ewigen Lebens, jener singt dem „Carpe diem“ sein farbenprächtiges Lied und wieder ein anderer geht als ein dienender Bruder unter ihnen. Von überall her kommen und wandern Künstler und Kunstfreunde, um sich unter ihnen und an dieser Stätte zu erquicken. Glückliches Fleckchen Erde, das ich mich freue mein mit nennen zu können — glückliches Schreiberhau!

Es ist nicht wie die genannten Flecken entdeckt worden. Die Schönheiten der Riesengebirgslandschaft sind Menschenalter hindurch besungen worden. Aber zur Kultstätte einer kleinen Zahl von Träumern ist es erst seit einem Jahrzehnt langsam geworden.

Schreiberhau ist im Thale des Zaden gelegen, der in der Nähe der neuen schlesischen Baude auf dem Gebirgskamm entspringt. Munter plätschert und schäumt der wasserreiche Bach über terrassenförmig geschichtete Steingeschiebe, über ganze Lager von Granitfelsen dahin, oft Wasserfälle und Fälle bildend und bei Hochwasser mit donnerndem Getöse dahin rau-



Haus Dr. Carl Hauptmanns

schend. In seinen Ufern steigen Hügelketten mit Tannen, Kiefern und Fichten bewachsen und verwitterte Felswände steil auf, deren Granitmassen einen burghaften Charakter annehmen oder in spitze Regel auslaufen. Bald breiten sich blumengeschmückte Wiesen in herrlichster Farbenpracht aus, helle Birken heben sich mit ihren weißschimmernden Stämmen und leise zitternden Kronen vom blauen Himmel ab. In malerischen Schlangenlinien folgt den Windungen des Bades und der Felswände weithin aufleuchtend die Dorfstraße. Zu ihren Seiten dehnt sich das Dorf Schreiberhau ca. 20 Kilometer lang, das größte Dorf Preußens, das man in Ober-, Mittel- und Nieder-Schreiberhau trennt.

Während Ober-Schreiberhau als Eingangspforte zu dem Ramm des Riesengebirges der Sammelpunkt der vornehmen Fremdenwelt im Sommer und Winter ist, liegt das Mitteldorf in stiller Abgeschlossenheit da.

Zu seinen Häupten steigt das Gebirge wie ein langgestrecktes Angeheuer auf; am Fuße der Berge und im Thale liegen schmutzige Siedelungen, Einzelgehöfte, wie sie einst die Altvordern liebten, die echte Signatur des Bauerndorfes, das keinen Anfang und kein Ende hat.

Man kann hier wie vielleicht nur noch in Ostfriesland oder auf den Halligen von einer bodenständigen Kultur sprechen, nirgends sind so Heimat und Haus mit einander verwachsen. Der Charakter der Bauernhäuser ist schlicht und einfach. Der auf dem Bauboden gefundene Granitstein wird gespalten, ein langgestreckter

Sockel aufgeführt, auf dem sich das Haus aus Granit und Backstein, z. T. auch als Blockhaus erhebt. Ein nicht allzu steiles Dach springt weit über die Längsseiten vor. Die innere Gliederung der Räume ist einfach. Zumeist liegt in der Mitte des Hauses der mit Ziegeln bedeckte Flur, auf der einen Seite die Stein- und Sommer-, auf der andern die Holz- und warme Winterwohnung; hinter ihnen Küche und Kammern. An die Wohnung der Insassen schließt sich der Viehstall an, über dem der Heuboden unter dem Siebel liegt. In dem Wechsel von weißen und grauen Steinen, verwittertem Holz, grauen Schindeldächern, den kleinen mit Blumen besetzten Fenstern macht es einen recht dörflichen Charakter. Gackernde Hühner, watschelnde Enten vervollständigen das Bild. Die Häuser lehnen sich vielfach mit ihrer Rückseite an das ansteigende Gelände an und über eine Rampe kann man in den Boden ganz bequem hinein spazieren. Das Haus ist gewöhnlich noch umgeben von einem schmutzigen Gärtchen, und hundertjährige Lindenbäume beschirmen das Dach. Wir suchen vergeblich nach architektonischen Zierformen. Nur gelegentlich findet man eine Kerbschnitzerei, eine ornamentale Verzierung, einen eingeschnittenen Schmuck oder dergleichen. Wie eine Nachahmung des Bergkammes im Kleinen liegt ein solcher Bau da und sucht Schutz bei dem größeren Bruder an den Hängen oder Felsen. Alles scheint seit alter Zeit geworden, die Felsen, die Bäume, die Häuser — alles miteinander verwachsen und durch Schicksalsschläge eins geworden, unzertrennliche aufeinander angewiesene Freunde.



Haus Professor Hanns Fechners

Manche dieser alten Häuser sind dem Untergang geweiht. Sturm und Wetter haben ihr Dach zerzaust, Kälte und Nässe ihr Granitmauerwerk zerlegt, und der Blich hat die alten Bäume gespalten.

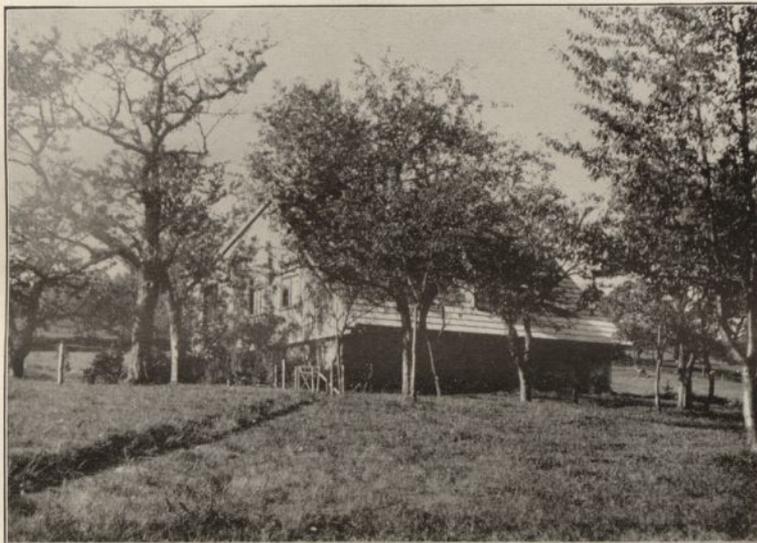
Diese Landschaft ist ein Kleinod, das alle Reize vereinigt: Ebenen, weite blumengeschmückte Wiesen, Moore, Berge, dunkle Wälder und eine Gebirgszenerie voll immer wechselnder Stimmungsbilder, die in der Gestalt Rübezahls und dem Sagenkreise, der sich um den alten Dominus Johannes gestaltete, lebendig geworden sind.

Es waren Schlesier, die Brüder Carl und Gerhart Hauptmann, die hier zuerst sich niederließen, um fern von dem Treiben der Welt ihren Träumen nachzugehen, ihnen folgten andere. Hermann Hendrich errichtete hier die „Sagenhalle“ und machte den Geist und Sinn der kosmologischen Sagen in farbenprächtigen Gemälden lebendig. Sie wurde zum sichtbaren Mittelpunkt der Kolonie.

Rings um sie herum haben sich nun die Künstler niedergelassen.

Die einen haben sich ein altes Bauernhaus wiederhergestellt, andere neue Landhäuser gebaut

Holzstube
im HauseProfessor
Hanns Fechners



Haus John Henry Mackay's

Unter den alten befinden sich heute die schönsten im Besitz der Künstler. Das Haus Carl Hauptmanns, das er ursprünglich mit seinem Bruder Gerhart zusammenbewohnte, liegt hart an der Dorfstraße am Fuße eines Abhanges, der mit seinen wohlgepflegten Wegen, blumenbedeckten Hängen, seinen Felsen und Baumgruppen einem weiten Parke gleicht. Das alte Haus ist im Innern wohnlich eingerichtet worden. Unter den schattigen Linden, die sich an den Siebelseiten erheben, liegt es still verklärt im Sonnenglanze da und scheint

wie sein Bewohner von alten Zeiten, von Menschenglück und -Wehe zu träumen.

Nicht weniger schön gelegen, voll gleicher landschaftlicher Reize, vielleicht nur um eine Nuance herrenmäßiger, durch vorgeschobene Terrassen und Steingeschiebe, eine feine Silhouette bildend, erhebt sich das Fehnerhaus, das dem bekannten Bildnismaler und Steinzeichner Hanns Fehner gehört. Von seiner kunstsinigen Gattin, der Schriftstellerin Eilla Overbeck-Fehner, ist es im Innern mit hübschen alten schlesischen Möbeln ausgestattet worden. Es



Haus des Bürgermeisters Dr. Georg Reide



Haus des Malers Hermann Hendrich

hat dabei von seinem alten Zauber nichts eingebüßt. Knarrend dreht sich die alte Holztür mit der Jahreszahl 1713 in der Angel, und wir treten in das Innere. Wo noch vor wenigen Jahren die Bauernfamilie in der Holzstube an dem zernarbten Tische Kaffee trank, sitzt heute die Familie des Künstlers. An die Stelle der buntbemalten bauchigen Kaffeekanne ist der Samowar getreten, sonst hat in der Diele alles seinen Charakter bewahrt. Noch steht in der Mitte der Stube der alte Ramin, an der Wand der buntbemalte Schrank, wie früher tickt und tackt die Uhr mit ihren auf und abgehenden Gewichten. Manches hat sich im Hause freilich auch Amänderungen gefallen lassen müssen, so ist aus dem alten Heuboden ein helles Atelier geworden.

In einem alten wetterfesten Häuschen wohnt auch Wilhelm Bölsche. Eine etwas allzu moderne Glasveranda hat der Altertümligkeit viel geschadet, hingegen atmet das Innere zumal in der Arbeitsstube des Dichters noch ganz den Zauber der Bauernstube, hier stehen noch alte Schränke mit naiven Malereien rings an den niedrigen Wänden.

In einem anderen Bauernhause, das heute den stolzen Namen „Haus zur Freiheit“ führt

und fürwahr ein seltencharakteristisches für den Stil ist, wohnt John Henry Mackay, der zarte Lyriker.

Alle diese Künstler haben das Verdienst die schönen Häuser vor dem Untergang bewahrt und damit der Landschaft ihren trauten Charakter erhalten zu haben.

Nicht jeden reizt es ein Wrack wieder lebensfähig zu machen, auch bietet sich hierzu nicht immer Gelegenheit. So sind denn neue Landhäuser entstanden. Ihre Erbauer bemühen sich aber dem Charakter der Landschaft und der bisherigen Bauweise gerecht zu werden. Ein Stückchen Norwegen versetzte die Malerin Sabine Reide, die Gattin des Berliner Bürgermeisters und Dichters Georg Reide, in das Fackenthal. Sie paßte die Ramlofstue, wie man sie z. B. in Skiaka in Lillehammer findet, dem Charakter der Gegend an. Es ist ein Blockhaus auf niedrigem Sockel aus Granitstein. Mehrere Häuser sind hier in eins zusammengezogen. Man kann recht gut ein Wohnhaus und ein Schlafhaus unterscheiden, und zwar ist das zweite wie ein Querschiff als Oberstock über der Rückseite des ersten aufgesetzt. Die Treppen, welche in der Ramlofstue den Verkehr zwischen beiden Häusern an den Längsseiten vermitteln, sind



Haus Herrmann Hendrichs

in das Innere hineinbezogen. Alles ist schlichter und einfacher geworden. Das Ganze ordnet sich hübsch in die hier gegebenen Bautypen ein, fehlen ja doch an alten Bauernhäusern oft Vorsprünge und Ueberschneidungen einzelner Baulichkeiten nicht.

Ein echtes Künstlerheim ist sodann das „Hendrich-Haus“, Der Architekt Paul Engler hat sich an den heimischen Stil angelehnt und im Zusammenhange mit der Umgebung etwas märchenhaft Reizvolles geschaffen. In warmen gelben Farben leuchtet der Holzverschalte Fachwerkbau hoch an der Straße auf, von einer Mauer aus verwittertem Gestein abgeschlossen. Rotbraun angestrichene Pfosten, ein vorspringender Erker, nordische Drachenschnuten und Ornamente und das Wechselspiel leuchtender roter und blauer Farben beleben wie auch bei der Sagenhalle den Bau. Reicher Schmuck umgibt das Haus an der Hofseite. Sie ist die Schauseite und von seltener Eigenart. Den Türsturz zu den unteren Räumen krönt eine fein modellierte Majolika; über einem Geweiß das Bildnis des heiligen Hubertus. Am Ausgang des Treppengeländers halten zwei Bären Wacht die nach einwärts gezogene Treppenwand ist mit dem Haupte Wotans und zwei Raben geschmückt. Im oberen Stockwerk gelangt man durch eine mit Vasen, Leuchtern, Skizzen geschmückte Diele in das Atelier des Künstlers.

Rostbare Teppiche bedecken den Boden, friesische Schränke aus dem Ausgang des XVII. Jahrhunderts stehen an den Wänden. Ein norwegischer Königsstuhl „thront“ vor der Staffelei. Der Raum lädt zum Sinnen und Träumen ein, rings an den Wänden ältere und neueste Werke des Meisters.

So kunstvoll wie das Atelier sind auch die übrigen Räume. Der feine Sinn der lebensfrohen Gattin des Künstlers hat für eine aparte Ausstattung gesorgt. Die Intimitäten holländischer Interieurs, mit denen sie von Jugend auf groß wurde, lebt in ihnen wieder auf. So ist die Küche geradezu ein holländisches Kabinettstück. Dieses Heim spiegelt den auf das Farbenreiche, Dekorative gerichteten Sinn ebenso vortrefflich wieder, wie die Werke Hendrichs.

Das letzte Haus ist das kleine Haus mit dem „huchen“ Dache, für das ein Entwurf des Architekten Bruno Möhring benutzt worden ist. Es ist recht ansprechend in den ansteigenden Wald hineinkomponiert worden. Eine märchenhafte Stimmung umfängt es, von der Rückseite wirkt es wie das Knusperhäuschen von Hänsel und Gretel. Der heimischen Bauweise ist die Verbindung des Granitbaues mit dem Holzbau, das vorgezogene steile Dach abgelauscht worden. Bei der Gruppierung der Innenräume wurde freilich neues geschaffen

Haus Dr. Alfred Koepfens,
des Verfassers unseres Aufsatzes

und den Wünschen des Bauherrn Rechnung getragen. Aber auch hier sollte der alte Geist in einem neuen, farbenschöneren Kleide auferstehn.

Für die Zukunft ist übrigens in der Kolonie noch manches im Werden begriffen. Dem schlesischen Kunstgewerbe hofft sie neues Leben zuzuführen. Als erste Gabe überreichte Prof. Hanns Fechner eine Rübezahl-Medaille, aus Anlaß der Burgenfahrt des Vereins zur Erhaltung deutscher Burgen, dem Grafen Schaffgotsch und den Teilnehmern. Als Brosche dürfte sie in Zukunft als Talisman von schmucken Bergwanderinnen getragen werden. Der Herr der Berge stürmt in seinem Wettermantel dahin,

trohzig wild leuchtet sein Auge unter buschigen Brauen auf. Es ist der sichtbar gewordene Dämon des Wolkenwanderers, der verderben- und segenspendende Gott der grauen Vorzeit.

Das stille Tal von Mittel-Schreiberhau ist für die wenigen Schaffenden ein Jungbrunnen für ihre geistigen Kräfte geworden, hier finden sie bei ihren Wanderungen durch das Tal, den Wald, auf dem Kamm der Berge Anregung, hier können sie sich in die Stille des Waldes zur ruhigen Arbeit, zur stillen Sammlung zurückziehen und ihre Werke vorbereiten, die dann im Winter in alle Welt mit ihnen selbst hinausgehen.

Frühling

Drei Gedichte von Carl Hauptmann

Auferstehung

Blütenblätter wehen . . .
holde Zeit!
Winterharte Starre
liegt so weit.

Graue Bürd' und Tage
lichten sich . . .
Sturmes hohle Klage . . .
lange wick.

Heilige Blumensterne
sprießen hell . . .
heilige Ströme rauschen . . .
heiliger Quell

plaudert seine Weisen,
wie ein Kind . . .
helle Vogelstimmen
bringt der Wind . . .

Tief in tiefer Seele
aufgetan
Quelle tiefer Ahnung
himmelan . . .

Schöpfungsdrängen eilig
aus dem Grund,
was die Seele füllet
singt der Mund . . .

Staune auf die Quelle
selige Zeit,
schöpfe einen Tropfen
Ewigkeit.

Pans Lachen

Wie frühe Saaten schimmern — sanft und reich —
jung' Schilf im blauen Sumpf — Viel Sonnenfunken
zerspringen auf dem Spiegel — Grundwärts prunken
die Frühlingswolken, weißen Schwänen gleich.

Hin übers Wellenkräuseln — dumpf und weich —
wie Elfentrommeln — rätselhaft ertrunken —
ein stilles Widertönen! — Sonnenfunken
zerspringen überm feucht kristallinen Teich.

Nie hört' ich quellender im Schilfe zittern
das Lachen Pans — nie frühlingsliches Beben
so aus dem Grunde, wie in sumpfiger Flut,

wo tausend Fröschelein neu in Lüfte wittern,
noch ganz erstaunte Neuglein schläfrig heben,
und heimlich trommeln ihre Liebesglut.



Rätsel Du!

O Frühling! welches junge Wunder du,
das licht aus grauem Erdreich aufgeblüht,
das aus dem harten Astwerk weich aufglüht
in tausend Blütenwölkchen — Frühling du!

Ihr jungen Wasser findet nimmer Ruh
in jachem Wallen — und der Bettler zieht
in warmer Sonne — alles rauscht und blüht —
nur zärtlich Blühen deckt die Toten zu . . .

O Frühling! Rätsel du! In tiefem Schweigen
quillst Du aus Tode, wie am Schöpfungstage —:
verwandelt Gram in Licht und Stein in Brot.

Wär's nur ein Narrenspiel? Bist du der Tod?
Und lockest Tote nur voll stummer Klage
im Zaubermantel in den Geisterreigen?





Dr. Carl Hauptmann in Schreiberhau
(im Hintergrunde sein Haus)

phot. Hugo Erfurth
in Dresden

Carl Hauptmann

Von August Friedrich Krause in Breslau

Wer von Schreiberhau aus hinauf ins Gebirge will, und von Petersdorf ab die Bahn verschmäht, weil sie ihn wohl über die bunte, lachende Welt hinweg, nicht aber in sie hineinsehen läßt, der wandert gut, wenn er kurz vor dem Vitriolwerk die breite Zacketalstraße verläßt und sich rechts hinauf wendet nach Niederschreiberhau und dem Mitteldorf, die, abseits liegend, vom Touristenstrom nur wenig berührt werden. Hier finden wir, was in Oberschreiberhau und Marienthal schon gänzlich fehlt, noch ungestörtes Bauernleben und Bauernhäuser, die durch keine angeklebte Veranda verhandelt sind. Und wenn wir das Mitteldorf verlassen haben, das zwischen dem Hohen Ferkamm und dem Oskarstein, den die Bahn in mächtiger Kurve umfährt, gar freundlich eingebettet liegt, öffnet sich uns der Blick über das breite grüne, von weißen, rotgedachten Häusern bunt durchsetzte Schreiberhauer Tal und die blaue Mauer des Riesenkammes. Hier liegt wenige Schritte hinter dem Gasthaus zur Sonne die Villa Carl Hauptmanns. Reiseträger und Hohes Rad grüßen ihm zu den Fenstern hinein, und wie ein König vermag er von dem Balkon seines im

Schweizerstil erbauten Häuschens in umfassender Schau das Reich zu überblicken, das ihm eigenhörig wurde, weil seine Dichterkraft es sich erobert hat.

Draußen im Land nennt man Gerhart Hauptmann den Dichter des Riesengebirges. Wir Schlesier wissen es besser. Ohne zu schmälern und zu rechten, ohne unsere Augen vor den Vorzügen des berühmteren der beiden Dichterbrüder zu verschließen, wissen wir doch, daß in Gerhart Hauptmanns Dramen die Landschaft unserer heimatlichen Berge mehr Bild und Hintergrund ist. Noch von keinem schlesischen Dichter haben wir erlebt, daß seine Werke so aus dem mütterlichen Boden der heimatlichen Scholle erwachsen wie bei Carl Hauptmann. Bis in das tiefste Wesen seiner Menschen hinein ist der Charakter der Riesengebirgsnatur verkörpert, in der sie leben und weben, die sie erzeugt und gebildet hat. Alle Weichheit der Linien, jede Eigenheit und Schöne, jede Rauheit und Grimmigkeit des Riesenkammes finden wir im Wesen der besten und vollsten seiner Gestalten wieder, und von keinem Dichter gilt kaum so das Wort: „Wer den Dichter will

verstehn, muß in Dichters Lande gehn“, wie von Carl Hauptmann, dem Dichter unseres Riesengebirges.

Ein guter Kenner unsers schönsten schlesischen Gebirges, Muschner-Niedensführ, der uns in seinem Buche über „Das Riesengebirge“ eine der besten Monographien dieses Gebirges gegeben hat, gibt an einer anderen Stelle, in einer Broschüre über Carl Hauptmanns „Bergschmiede“, die beste Charakteristik der Heimatberge unseres Dichters, die mir je zu Gesicht gekommen ist. Er schreibt: „Kein anderes deutsches Gebirge hat einen so eigenartigen Charakter, wie ihn das schlesische Riesengebirge besitzt. Schon seine Lage gibt ihm Eigenschaften, die es vor anderen Bergländern bedeutungsvoll machen. An der wichtigsten Grenzlinie, die man durch unser Festland ziehen kann: am Ostrande Mitteleuropas aufgetürmt, bildet es einen Grenzwall dem freundlichen Südwesten gegen den rauhen Nordosten und trägt als Folgen dieser Lage: die Vielseitigkeit und Zerrissenheit. Die froheren Stimmungen des lichtereren Südwestdeutschlands wellen bis auf den Riesenkamm hinauf; aber es ist, als brächen sie dort jäh in die melancholischen Töne des russischen Flachlandes um, als könnten sie ihrer selbst nicht froh werden; und die untergründigen Stimmungen des slavischen Landes ringen sich dort zu ernstern Lauten herauf, auch sie, ohne sich zur erschütternden Wucht der östlichen Steppen erheben zu können. Ein Widerstreit liegt über dem schlesischen Gebirge, ein rätselvoller Zug, der tiefen Gehalt verrät und zur Ergründung reizt. Es ist, als ob die Natur, die im Südwesten fröhlich lacht, dort an der Grenze sich auf tiefe Fragen besinnt, ehe die Schwermut des Ostens sie schluchzen macht.“

Diese Stimmungen des Gebirges, das Rätselvolle und Mystische, das uns aus der seltsamen Schwermut der breiten Hochflächen des Rammes entgegenweht, die Wucht und Massigkeit der Berge, die Tollheit der Stürme, die über Koppe und Hohes Rad dahinbrausen, sind auch in den Dichtungen, in den Gestalten Carl Hauptmanns. So mußten die Menschen dieser Natur werden, und nur wenn wir von dieser Seite aus sie zu erfassen suchen, wird es uns möglich werden, sie ganz zu erleben. Das läßt sich nicht mit Worten erweisen, Worte sind zu grob und plump für die feinen Beziehungen, die zwischen der Natur des Riesengebirges und Carl Hauptmanns Dichtungen bestehen; man kann sie nur erfahren, nur erleben. Bist du schon einmal Nachts über die weiten welligen Hochflächen des Rammes gegangen, vielleicht von der Einsattelung zwischen der Brunnkoppe und dem Hinterwiesenberg zur Weißen Wieße herabgestiegen? Und hast den Stimmen

gelauscht, die rings um dich flüstern und raunen, anschwellend, verebbend, im Flüstern ersterben und wieder aufklingen? Oder bist du — auch des Nachts, vielleicht bei Vollmondschein und raschem Wolkenjagen — von den Teichrändern her den Rammweg entlang gegangen, am Mittagstein vorbei und an der Kleinen Sturmhaube hin zur Spindlerbaude? Und hast auf das Huschen und Hasten rings um dich her gachtet, das über die Steine glitt, und über die tauschweren Knieholzäste, das aus dem von milchigem Licht erfüllten Talgrunde heraufwehte und vor dir zerfloß und zerflatterte?

Wenn du mit allen Sinnen und mit ganzer Seele dich hineingesonnen, hineingelebt hast in den Spuk und Zauber einer solchen Nacht auf dem Ramm, dann nimm einmal die „Bergschmiede“ vor und lies den dritten Akt. Wie stark Carl Hauptmanns Naturbeseelung ist, fühlt man dort am unmittelbarsten, wie er versteht, aus dem Innersten der Natur Stimmungen heraufzuwachen zu lassen, die überwältigen. An der Gewalt dieser Naturstimmungen kann man am besten ermessen, wie stark in diesem Dichter der Trieb ist, den Wurzeln unsers menschlichen Lebens nachzuschürfen bis dorthin, wo sie verwachsen sind im Urgrund alles Lebens und der Natur, und warum er sich gezwungen fühlt, die Gestalten seiner Dichtungen so tief im mütterlichen Boden ihrer heimatlichen Berge zu verwurzeln. Es muß auch nicht durchaus die „Bergschmiede“ sein; sieh dir den Steyer an in der „Austreibung“, lies die Novellen „Aus Hütten am Hange“ oder auch die beiden wundervollsten Szenen aus dem neuen Roman: „Einhart, der Lächler“, den Tanz der Zigeuner draußen auf den mondbeglänzten Sommerwiesen vor den Toren der Vaterstadt Einharts, und die grandiose Schilderung einer Meerabendstimmung im elften Kapitel des vierten Buches.

Aber Carl Hauptmann bleibt in dieser Naturbeseelung nicht stecken, er will hinaus und ringt in jedem seiner Werke nach höheren Erkenntnissen. Ueberall bahnt er neue Wege, spinnst er neue Ideen an, läßt er neue Fragen aufspringen, neue Probleme emporwachsen. Darum ist er ja eben ein so starker Anreger, den man nicht abgetan hat, wenn man seine Bücher aus der Hand legt. Es ist in ihm ein kaum zu erschöpfender Reichtum an stillen, großen Erkenntnissen, an Erkenntnissen eines Mannes, der alles, was das Leben ihm zugeworfen, in sich verarbeitet hat zu lächelnder Weisheit, die liebevoll und verstehend sich zu allem Leben neigt, es sei gut oder böse, arm oder reich an geistigem Gut. Und alles: jede Stimmung, jede Erkenntnis wird erhöht und verklärt durch eine innige und unbekümmerte, wundervolle

Lebensfreude. Diese Lebensfreude ist bei ihm nicht Humor, für den ist sein Wesen wohl zu schwer, zu tiefgrabend, für den steht er noch allzu sehr inmitten aller Probleme. Sie ist vielmehr was ihr Name sagt: eine echte, tiefe Freude an allem Leben, dem großen wie dem kleinen, dem guten und dem widrigen.

Wollen wir aber diesen fast unerschöpflichen Reichtum überblicken, Ordnung in ihn bringen, die wesentlichsten Punkte aus dem Schaffen des Dichters herausheben, um durch ihre Feststellung seine Entwicklungslinie zu markieren, so fällt dies nicht ganz leicht. Es ist etwas Sinnverwirrendes in diesem Reichtum, man vermag ihn nicht zu halten, wie Goldstaub zerrinnt er zwischen den Fingern. Dieser Mangel, der, wie wir gleich sehen werden, in einem bedeutenden Vorzuge wurzelt, tritt am stärksten bei dem neuen Roman: „Einhart der Lächler“ in die Erscheinung. Wie bei keiner andern dichterischen Darstellung kann der Dichter im Roman seiner Schilderkunst die Zügel schießen lassen. So prächtige Natur- und Menschenschilderungen, so feine Stimmungsbilder wie dieser Schilderkunst in „Einhart dem Lächler“ auch zu danken haben, dem Roman als Ganzem hat dieses Zügelschießen sehr geschadet. Es ist nicht die Breite (zwei Bände von zusammen 558 Seiten) die dem Leser die Lektüre dieses Werkes so ungemein erschwert, es ist vielmehr die ungeordnete Fülle, der verwirrende Reichtum. In diesem Einhart steckt ein gut Teil von dem Wesen seines Dichters. Einhart Sello ist von einer unglaublichen Passivität. Vom Leben geschoben, ohne eigene Willensdirektiven, empfängt er alle Impulse zu seinem Handeln allein durch seine Triebe. Nicht ein einziges Mal rafft er sich zu einer Willensaktion auf. Nicht die Tat ist es, die ihm Erlösung bringt, sondern die Reflexion.

Auch das Wesentliche in der Kunst Carl Hauptmanns ist die Beharrung, die Ruhe, nicht die Handlung und Bewegung. Sehen wir nicht bei jedem neuen Werke wieder, wie sehr es ihm an Aktionskraft mangelt? Es fehlt ihm die Formungsenergie, den Reichtum seiner Seele in Bewegung, in Handlung umzusetzen. Das Charakteristikum seiner Darstellungskunst ist die Schilderung, er ist viel mehr Maler als Dichter. Überall tritt bei ihm die Handlung hinter dem Bildhaften, tritt die Darstellung eines Werdenden hinter der Darstellung des Seienden zurück.

Der Dichter scheint das selbst zu empfinden, vielleicht auch zu wissen: seinem Roman „Mathilde“ gab er den Untertitel: Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau, ein anderes seiner Bücher trägt den Titel: „Miniaturen“.

Darum ist auch seinen Schauspielen der Bühnenerfolg versagt geblieben. Die „Bergschmiede“ hat sich auf der Bühne nicht zu erhalten vermocht und die „Austreibung“, nebedem eben genannten wohl das beste seiner Stücke, hat bei uns in Breslau leider eine entschiedene Ablehnung erfahren, an der das Stück allerdings nicht allein die Schuld trug. Die Szenen der dramatischen Dichtungen Carl Hauptmanns sind Bilder, die Dramen eine Folge von Bildern, aufgereiht an dem Faden einer verhältnismäßig dürftigen Handlung, die sich viel mehr im Innern seiner Personen als auf der Bühne abspielt. Aber das muß man eingestehen: seine Bilder sind voll Farbe und Leben, voll Größe und Wucht und haben eine wunderbare Tiefe. Ich muß hier wieder auf den dritten Akt der „Bergschmiede“ hinweisen, der mir von allem, was dieser Dichter geschaffen hat, fast das liebste ist, so wenig äußerliche dramatische Wirkung er auch ausübt. Man vergleiche überhaupt einmal in diesem Drama die wundervolle kräftig gegeneinander gestellte Farbigeit der einzelnen Akte: frühes Morgengrauen, roten Abendschein, vom schwachen Licht der schmalen Mondsichel matt erhellte Hochgebirgsnacht, flackerndes Rienspanlicht in dunkler Stube, die jedesmal die ganze Stimmung der Handlung charakterisiert. Auf die malerische Zeichnung der Gestalten weist Georg Muschner in seiner Broschüre über die Bergschmiede hin: „Die Abtönung vom dunklen Schmied zum hellen Wanderer, vom guten lichten Horant wieder zum düstern Schmied; die Mischung der Farben in der Katharina: lichte Jugendlichkeit und blaues Freiheitssehnen mit dunkelgründigem Verlangen und trostlosgrauem Gefesseltsein.“ Solcher Gegenüberstellung der Farben begegnen wir auch in den späteren Dramen: Der „Austreibung“ und in „Des Königs Harfe“*).

Noch stärker tritt das Bildhafte, das Malerische in der Kunst Carl Hauptmanns in den erzählenden Werken hervor, am stärksten in den „Miniaturen“, die im Grunde genommen nichts weiter sind, als Darstellungen von Gemälden in Worten, ohne auch nur den leisesten Versuch, Handlung und Bewegung in diese Darstellung hineinzubringen. Man fühlt sich

*) Carl Hauptmann veröffentlichte folgende Werke: „Die Metaphysik in der modernen Physiologie“, 93. „Marianne“, Schauspiel, 94; „Waldleute“, Schauspiel, 95; „Sonnenwanderer“, Nov. 96; „Ephraims Breite“, Schauspiel, 98; „Aus meinem Tagebuch“, 99; „Die Bergschmiede“, Schauspiel, 01; „Unsere Wirklichkeit“, Vortrag, 02; „Mathilde“, Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau, 02; „Aus Hütten am Hange“, Erzählungen, 02; „Des Königs Harfe“, Schauspiel, 03; „Die Austreibung“, Schauspiel, 05; „Miniaturen“, 05; „Einhart der Lächler“, Roman, 08. Im Erscheinen begriffen: Judas und andere Erzählungen; Panspiele.

versucht, nach dem Meister zu suchen, der es gemalt haben könnte. Manche gemahnen an Leibl, andere wieder mit ihrem Erdgeruch und ihrer Farbenfrische an die besten Bilder der Worpsweder, an Otto Modersohn, dem bezeichnender Weise die Erzählungen „Aus Hütten am Hange“ gewidmet sind. Schon die Ueberschriften der einzelnen Stücke muten an wie Bezeichnungen von Gemälden: „Sommerglut“, „Im Dornengarten“, „Das Meer“, „Der alte Händler“, „Sphinx“, „Der Schäfer“; das sind solche Ueberschriften. Man höre nur, wie eines dieser Stücke: „Der Haß“, beginnt: „Ein grünlischer Spizbart, gezaust wie bei einem Ziegenbock, hing ihm unterm Kinn, das Gesicht war erdig fahl, rauchig und mager, und die bösen, kleinen Augen sahen unter weißen Borsten hervor. Wenn er auf seinem Schemel saß, wo Rauch und Dunst ewig aus den unverschmierten Ofenlöchern stieß, in der großen Eckstube im Armenhause, fiel ein roter Feuerchein aus einer Ofenröhre von unten auf das alte Bocksgesicht, und der Rienspan gab sein warmes Licht von oben, daß sich der siebenzigjährige Bösewicht aus dem qualmigen Dunkel wie in Glanz heraus hob. Seine Hände waren schwarz und mager, reine Knochenhände, die rastlos mit den Birkenruten und dem langen Strick zu schaffen hatten, der von der Decke zwischen seine Beine hing, und womit er die Zweige jedesmal zum Besen zusammenzog.“

Ist das nicht ein Bild, ein Portrait, das Leibl gemalt haben könnte. Wie dieser Maler setzt auch Carl Hauptmann Pinselstrich an Pinselstrich, und wenn er fertig ist, steht ein Bild vor uns, das seltsame Tiefe hat, als wäre es aus dem Urgrund des Seins jäh heraufgestiegen, und von wundersamer, greifbarer Plastik ist.

Welche große Gefahr diese Darstellungsweise in sich birgt, haben wir an dem neuen Roman Carl Hauptmanns erlebt, und es wird einer kräftigen Willensaktion bedürfen, um sich von dieser eigenartigen Manier, die ihn aus allen Grenzen der Wortkunst hinauszudrängen droht, loszureißen.

Zur Manier ist ihm auch bereits sein Stil geworden. Dieser Stil! Die Lektüre „Einharts, des Lächlers“ wird durch ihn nicht wenig erschwert. Und doch birgt er in sich alle Vorzüge Hauptmannschen Wesens und Hauptmannscher Darstellungskunst. Der Dichter weiß in allem Sein die Wesenslinie aufzuzeigen und darzustellen und findet für dieses Wesentliche Worte, die aus ihm und mit ihm geboren scheinen, von solcher Prägnanz und Plastik sind sie meist. Den Reichtum an Worten und Bildern aber, der in seiner Seele sich drängt, läßt der Dichter ungehindert in seine Werke überfluten, so daß ein

Bild das andere jagt, jeder Satz von Bildern strömt und nicht selten das folgende die Wirkung des vorangegangenen zerstört. Es ist bei ihm alles Anschauung, auch das Seelische, auch das rein Abstrakte; in seinem Bemühen aber, diese Anschauung zu vermitteln, übernimmt er sich und verwirkt sich selbst allen Erfolg.

So ist, was man Carl Hauptmann vor allem wünschen muß: Kraft, Kraft und noch einmal Kraft; Formungskraft, den Reichtum seiner Seele in Bewegung, in Handlung umzuformen und darzustellen, Bändigungskraft, die ungeheuren Fälle zu fesseln, das Wesentlichste, das Beste und Tiefste herauszuheben und hinter dem Dargestellten die Uner schöpfligkeit seines Reichtums ahnen zu lassen.

Wir hoffens zuversichtlich, nein, wir wissen es gewiß, daß er zu dieser Abklärung und Vereinfachung noch kommen wird; denn unter allen schlesischen Dichtern nicht nur, unter allen lebenden deutschen Künstlern des Wortes ist Carl Hauptmann der größte Sucher. Gerade weil er so sucht nach neuen Problemen, nach neuen Wegen, nach neuen Formen, verirrt er sich so leicht und so oft. Einen Höhepunkt in seinem Schaffen, das sich unsäglich viel schwerer, dafür aber vielleicht um so segensreicher für die Zukunft der deutschen Dichtung vollzieht als das seines Bruders Gerhart, hat er bereits in seiner „Bergschmiede“ erreicht.

Uns aber bleibt, ihm zu folgen, zu ihm zu stehen, die Schwächen und Mängel seiner Kunst zwar nicht zu verschweigen, was er uns bietet an Gutem und Großem, aber dankbar hinzunehmen, auf uns wirken uns als Mahnung und als Weiser zu neuen Zielen dienen zu lassen. Die Schlesier sind — es muß einmal gesagt werden, so beschämend es auch sein mag — kein besonders gutes und selten dankbares Publikum für ihre Dichter. Was so an echten, rechten Haus- und Dialektdichtern unter ihnen lebt, mag seinen begrenzten Wirkungskreis haben. Wenn aber einer wie Carl Hauptmann, alle Schablone und alle Oberfläche verschmähend, gewaltig über den Durchschnitt — der gerade bei uns in Schlessien nicht allzu hoch liegt, — hinausragt, so findet seine Kunst wenig Resonanz bei seinen engeren Volksgenossen. Wenn Hauptmann — entsprechend seiner ganzen untergründigen Art, auch immer mehr in die Tiefe als in die Breite wirken wird, so wäre doch zu wünschen, daß er, in dem das Beste und Tiefste unseres schlesischen Wesens so charakteristisch verkörpert ist, auch innerhalb der schlesischen Grenzen mehr gewürdigt und eifriger gelesen würde. Man sagt: Ein jedes Land hat die Dichter, die es verdient. Einen Carl Hauptmann aber haben die Schlesier noch nicht verdient.

Am Seeufer

Eine Skizze von Carl Hauptmann

Der See lag in grauem Glanze. Der Morgen stieg golden über den buschigen Berg. Die fliegenden, losen Nebelgewänder der Schilfjungfern zerrannen wie Träume über dem Uferwasser.

Der Ort am See begann leise zu schimmern wie ein Frühlingsstrauß. Eitel Blüten. Es war ganz früh am Frühlingsmorgen.

Die Nachtfahrt war hart gewesen. Ein Gewitter wie eine wilde Jagd mit Pfeisen und Aufbäumen der nächtlichen Wasser, mit Schäumen und Rieseln im Angewissen, mit einer Flucht blinkender Sterne in Dunkelgründe und einem langsamen Enthüllen der alten, klaren Silberwelt des Nachtses war über die Heimkehrenden weggezogen.

Und Franz, der jüngere der Schifferbrüder, hatte gelacht mitten in das Gewitter hinein, hart und höhnisch, weil Heinrich wieder betrunken im Rahne gelegen, unterdessen Anne, des Schlafenden Weib, und er Mühe gehabt, aufrecht zu bleiben, all das Wasser aus dem sich hastig füllenden Rahne rasch nur auszuwerfen, das der Dunkelsturm ewig einwarf, und in der sinnlos wirbelnden Nachtwelt die Richtung auf Heimat und Herd nicht ganz zu verfehlen.

Und als die Flut wieder nur noch in silbernen Schäumen getanz im klaren, sich rein enthüllenden Sternenlicht, als die letzten Zipfel der schweren Sorgen- und Trauertücher längst schon über den Bergen hingen, als wäre der Wettergeist dort lauend verkrochen, hatte Franz auch gelacht dann, in Annes helle Augen hinein. Indes Heinrich im Rahne zurückgebogen die derben Hände in seinen struppigen Rinnbart eingewühlt, auf Stroh und Matten noch immer schnarchte. Und Anne hatte heiß an den bärtigen Lippen von Franz gehangen, der ihr Geliebter und ihrer Schwester, der immer traurigen Petrona, Mann war.

Jetzt lag der See wie eine zart blaue Scheibe, und die Wellen am Ufer gluckten nur wie im Traume.

Anne allein regte sich schon wieder einsam am Ufer, wusch und spülte die Reste des Marktages bei Seite und säuberte mit harter Hand die Planken des geräumigen Rahnes, der in der Kette sich staute. Anne war jung. Man hätte sie für ein Mädchen gehalten, jetzt, wo das Frühlicht ihr in den Nacken kroch und das Böpschen Rothaar beschien, das am verwehten Kopfe hing. Sie war schlank und sehnig. Sie hantierte wie ein Mann im Morgenglanze, rollte danach

einige Fässer heran, die am Tage zu verfrachten waren. Ihr derbes Leinenhemd war mit blauem Bande am Halse straff zusammengezogen. Das dunkle Schultertuch hing wehend über dem Steuer. Sie hatte den Rock leicht emporgeschürzt, und sie dachte jetzt nur an allerlei, was für den Tag zu bedenken war.

* * *

Die Frachtschifferei und der Frucht- und Honighandel gehörte beiden Brüdern.

Franz war nur um wenige Jahre jünger als Heinrich, war ein Mann von zähen Bewegungen, eisenhart, und lachte wenig trotz seiner Jugend. Das machte auch, weil sein Weib Petrona immer düster war, traurige, dunkle Augen und allerlei Abkehr und Mißtrauen gegen ihn und gegen Menschen sonst hatte, und immer wenig sprach.

So hatte Franz stets nur eine achtlose Miene, innen geschäftig, mit hellem Blick.

Heinrich wohnte mit Anne im Orte an der Straße.

Das kleine, weiße Haus am See gehörte Franz, Petronas Mann.

Petrona hatte die grünen Jalousien aufgetan in den goldnen Morgen hinein und war am Fenster des weißen Hauses erschienen.

„Ihr könntet euch auch kümmern!“ rief Anne hinüber, als sie Petrona im Fenster sah.

„Ach, mein Gott! — ja ja! — ich komme schon!“ rief Petrona zurück.

„Ja! jetzt ist 's Zeit, wo alles bald getan ist! kommt nur zum Einladen wenigstens. Die Fässer sind schwer.“

Petrona hatte verweinte Augen. Sie trug ein rotes Tuch um die losen Schultern, das zu ihrer dunklen Hautfarbe und zu dem Schwarz ihrer Brauen gut stand. Aber weil ihre Augen traurig blickten, quälte einen das Rot an ihr.

Anne sah Petrona lange an, als sie von ferne ums Haus und heran kam.

Petrona hatte die vorige Nacht im Gewitter daheim geseffen und hatte nach dem Rahne ausgesehen. Sie liebte Franz mit verzehrender Glut, wie sie im Süden gedeiht. So verzehrend war ihre Liebe wie ihre Trauer. Die Mutter der beiden Schifferfrauen war eine Italienerin gewesen. Und Petrona hatte der Mutter südliches Blut und braune Hautfarbe und ihre dunklen Augen geerbt.

Und eine lastende Schwermut dazu.

Petrona hatte die Heimkehr wie immer mit Inbrunst ersehnt. Aber wie Franz ins Haus

getreten, war er gleichgültig und stumm und müde gewesen, wie jetzt immer, hatte nur den Knaben im Bette leise geküßt und sich um Petrona nicht weiter gekümmert. Und dann hatte er bald fest geschlafen, der junge, hellbärtige Schiffersmann. Und sein dunkles Weib neben ihm hatte gewacht, hatte in den Schein des Mondes durch das Fenster hinaus über den dämmernden See gesehen, wo Visionen flogen, und hatte geweint.

Wie Petrona bis zu Anne heran war, blinkten keine Tränen mehr in ihren schwarzen Augen. Der Frühwind hatte sie weggeweht.

Sie kam um zu helfen.

Beide Schwestern arbeiteten versunken im Morgenlichte, das jetzt die Helle wie die Dunkel gleichmäßig umfloß, die Wellen überzückte und auf dem Berge wie ein goldenes Rad hinaus sich hob.

Alles lag umflossen.

Der See, der noch in kühlem Blau gelegen, begann jetzt in glühender Flut zu ziehen mit springenden, goldenen Sternen dem Ufer zu. Die ferne Hauptstadt mit ihren Türmen lag noch im Morgendunst fast versunken. Dörfchen und Flecken jenseits schienen nahe, obwohl die Fahrt dahin auch Stunden währte.

„Schläft denn Franz noch immer?“ hatte Anne nur wie nebenbei in die Arbeit gefragt.

Petrona tat, als wenn sie nicht gehört hätte über dem Knarren des vollen Fasses, das sie mit Anne zusammen in den Kahn rollte.

Petronas Knabe war so dunkel wie sie, und ängstlich und zärtlich.

Franz hing an dem Knaben.

Aber als wenn das Kind eine angeborene Furcht vor den Wellen hätte, verlor es fast Blick und Worte und wurde bleich, wenn es dem Vater zu Liebe einmal mit in den Kahn kam.

Und weil der Vater immerfort hinüber und herüber mußte, war Petrona mit dem Knaben viel allein.

So hatten sich Anne und Franz gewöhnt, den Erwerb zusammen zu betreiben, in Sommermorgenglut oder Regennacht, in silbernen Herbstdämmern oder in Wirbelfinsternissen.

Die Männer in der Seeschänke foppten Heinrich.

„Weibsbilder halten aufs Tun. Wenn Du die Tage verlüderst und die Morgen verschläfst, wirst Du wohl manches bei Anne verpassen!“ sagte auch der breite Wirt behaglich. Dann spielte sich Heinrich recht wie ein Mann auf, zeigte seine Fäuste und prahlte, wie er die Blonde firren würde.

Aber daheim wagte Heinrich nichts. Anne war bestimmt in allem. Man konnte nicht leicht

an sie kommen. Außerdem gab sie in ihrem Tun nie groß Anlaß, mit ihr zu schelten. Sie versah neben der vielen Handelsarbeit auch die kleine Wirtschaft noch.

Und ihre kleine, blonde Raße von Kind war auch schon ganz wie die Mutter selbst, grade so kühn, obwohl sie erst acht Jahre alt und schwächling und durchaus nicht gemacht schien, hart zu hantieren. Aber die kleine Anne hantierte gerade so hart wie die Mutter. Sie versah mit geschäftiger Miene wohl schon das kleine Hauswesen einmal, wenn die Mutter in Geschäften auswärts war. Oder sie fuhr auch im Uferwasser zum Späße eine ganze Kinderchar in den hellen Sonntagmorgenschein. Sie stand wie eine Alte unter den Jungen in dem großen Marktkahne und verstand es, wie die Mutter, stehend zu rudern. Da konnte der Vater, wenn er zufällig dann aus dem Schenkhaus kam, wirklich einmal die Mutter schelten, daß sie derlei duldete.

„Ach! die wird nicht umkommen!“ sagte darauf Anne nur. „Es ist ganz gut, wenn sie sich zeitig gewöhnt. Vielleicht muß sie 's später einmal, wie ich!“ Und der Mann blieb still.

Aber die Weiber raunten es Petrona zu, wenn sie schweigsam am Nachmittag, unterdessen der kleine, dunkle Junge mit Strandsteinen am Wasser spielte, Strumpf strickend auf einem Uferblocke saß und über den blauen See hinaus sah.

„Die Beiden sind wohl wieder gemeinsam fort,“ hatte es schon manchmal verfänglich geheißt.

So war es ja gewöhnlich.

Petrona konnte dann stundenlang sitzen, nachdem ihr das Strickzeug vollends in den Schoß gesunken. Sie hatte dann im Blick ewig ein unaussprechliches Feuer glänzen, ohne Tränen, und die Hände lagen ganz still.

„Gewiß sind sie wieder gemeinsam fort!“ sagte Petrona dann nur starr, oder hatte sie nur so vor sich hingedacht. Und es verzehrte sie, daß sie nicht Ruhe fand.

Petrona hatte längst begonnen die blonde Schwester zu hassen. Und sie haßte längst ihren Mann.

Wenn er hinaus war, kamen Eifer und Verwirrung. Einmal hatte sie daheim einen ganzen Tisch mit Geschirr plötzlich im Aufwallen umgeworfen, mit harten, gemeinen, gehässigen Flüchen. Dann hatte sie den erschrockenen, bleichen Jungen, der darüber bitterlich weinte, geküßt mit sinnloser Inbrunst.

Auch vorige Nacht, als Franz heimkehrte, war ihr wieder zu Mute gewesen, als müßte sie am Ende etwas Gewaltiges tun, um ihrer brennenden Gefühle Herr zu werden. Aber wie

Franz eingetreten, wie er den Jungen im Bette leise gestreichelt mit sanfter Zärtlichkeit, war sie ganz stumm geblieben. Und als er dann schlief, rannen ihre Tränen.

* * *

Da war wieder einmal ein Markttag gekommen drüben am See. Franz und Anne hatten schon in der ersten Frühe im Rahn geladen. Man hatte Honigfässer und Früchte geladen. Anne hatte ein blaues Tuch um ihre hellen Haare wehen, die rötlich glänzten, und ruderte stehend durch die Morgennebel. Franz saß zur Seite und ruderte. Und Heinrich saß am Steuer, als der Rahn hinausfuhr.

Petrona war ohne sich umzublicken zurückgegangen, weil der Kleine im Hemdchen in der Thür des weißen Häuschens erschien und nach ihr schrie.

Aber Heinrich war dann unversehens schon im Laufe des Vormittags zurückgerudert. Er hatte drüben einen kleinen Rahn geliehen, weil der Markt gut gewesen und noch einigen Bedarf nötig gemacht.

Petrona sah ihn heimkehren.

„Nun? Die Beiden sind wieder zusammen drüben geblieben?“ sagte sie nur hart, ohne sich weiter zu kümmern.

Petrona hatte nicht einmal gefragt weiter, was Heinrich so zeitig zurückführte. Sie war gleich wieder ins Haus gelaufen.

Petronas schwarzes Haar war an dem Tage ganz trocken geworden. Petrona sah ganz vernachlässigt aus. Wirr hing ihr das Haar um die Stirn, auf der sich tiefes Faltenwerk eingegraben, das sich nicht rühren gewollt. So war sie im inneren Nagel gleich erstarrt.

Am Nachmittag wollte die Frau aus der Uferschänke an sie kommen. Am liebsten hätte die auch heute daselbe gesagt:

„Jetzt sind nun die Beiden wieder gemeinsam fort! — man weiß ja! — alle Welt weiß es ja!“

Aber sie schwieg doch lieber ganz still, sah nur den starren Gram der heißen Augen und die Furchenstirn, sah auch, daß Petrona reglos wie ein Steinbild stand, indeß der dunkle Junge mit Steinen und Sand am Ufer Bauten schuf. Sie dachte plötzlich nur, wie hier tröstet?

Petrona stand, ein rotes Tuch um das lose Hemd, unter dem dünnen Rocke barfuß und wie verwahrloßt. Wer sie sah, wußte nicht recht.

Und Petrona stand an dem Tage und stand und starrete. Starrete auf den See hinaus, der in Sonnenfluten schwamm. Sah die Wellen glücken, und die Sonnensterne springen. Und sah den dunklen Jungen. Und achtete nichts. Und zernagte sich in verzehrendem Wahne, der in ihr wie ein harter Stein lag. Eine Last ohne Maß und ohne Sinn.

Ein schier zerdrückendes Uebergewicht des Lebens, dessen sie in ihrem Blute nicht mehr Herr ward.

Und sie hatte nicht geachtet, daß die Sonne sank und sank. Und daß der Junge geweint, weil er Hunger hatte. Denn Petrona hatte an diesem Tage Sinn und Seele verloren.

Wie sie den Kleinen am Arme endlich griff, riß sie ihn fast in ihr kleines Haus hinein, als wenn sie fröre in ihrer leichten Umhüllung. Denn die Nacht war längst kühl herein gebrochen.

* * *

Heinrich war unterdessen im Wirtshaus sitzen geblieben. Er hatte neue Waren bringen sollen. Hatte nach einem Helfer gesucht und nur einen zweiten Spieler gefunden. An dem gewaschenen Rundtisch in der Seeschänke hatte er gegessen, hatte den Nachmittag gespielt und lag, wie die Nacht kam, betrunken im Winkel der Gaststube auf der Bank.

* * *

Und Anne und Franz waren nach vielerlei Geschäften allein heim gefahren.

Der See lag still und blank. Sterne wankten im Grunde.

Anne hatte einen schlanken Leib. Sie hing an Franz. Ihre Augen blinkten wie feuchte Steine. Ihr Mund sah silbern aus wie verzaubert.

Franz war wie ein Kind. Liebend lachte er in die Nacht, indeß die Wellen am Boote heimlich gluckten. Er liebte Anne wie die Nacht den Morgen, wie die Sterne in der Höhe die dunklen Wellen.

Die ruhenden Ruder zogen im Wasser nach und weckten seltsames Silbergeriesel, das auf dem Nachtspiegel des Sees unaufhörlich flüsternd zerrann.

Es war eine Nacht, weich, als wenn Genien gingen im Aether, und Träume fluteten ohne Grenzen.

* * *

Und daheim in Franz's kleinem weißen Hause, das in Nachtdämmern am Ufer träumte, war jetzt alles ganz still geworden. Petrona lag längst starr am Boden hingestreckt und totenbleich. Nur die Augen noch, als wenn sie ein wenig lächelte. Die Arme weit aufgetan. Und der dunkle Junge lag reglos auf der blanken Diele. Der helle Schein der Nacht kam schweigend über den See und glitt zum Fenster herein, wo der Tod im Raume stand, seine ehern-geharnischte Wacht haltend vor dem nun nicht mehr zernagten, nur tief ins Vergessen eingetauchten, ganz stillen Herzen Petronas.

An Carl Hauptmann!

Wie damals wir in Deinen Garten kamen!
 Der Junitag lag lachend auf der Welt
 und scherzte mit dem heitren Himmelszelt
 und rief ihn an mit tausend süßen Namen.
 Wir — über weiße Birkenbrückerchen, schritten
 durch sonnenbunte Wiesen, die Dein Garten
 mit offnem Arm umfing und sahn Dich warten
 auf leichtem Anberg, wo Du standst inmitten
 der grauen Säulen eines Buchenrings.
 Und wie wir saßen dann, und rechts und links
 beschirmte uns der Hain mit kühlem Hauch,
 indes die Blicke über Baum und Strauch
 hinschweifend durch das sonn'ge Talgelände
 sich weideten an duft'gem Blau der Wände,
 die das Gebirge weit nach Süden schob,
 bis fern der Koppentegel sich erhob,
 das weiß ich noch wie heut. Auch das Gerät,
 das silberne, das auf dem Tischchen stand,
 und Deiner lieben Frau gesenkte Lider
 und Eurer schönen Freundin licht Gewand
 sind deutlich mir . . . gleich gestern! Ja es läßt
 Erinnerung mich zu Gast noch immer wieder
 zu dem Gespräch, das damals wir geführt —
 warum Böcklin so hoher Preis gebührt.

Wie durften wir, anregend ein den andern,
 an seiner Hand ins Reich der Seele wandern!

Ich muß Dir sagen, daß ich oft dran denke
 und, wenn ich in das Bildchen mich versenke,
 dann lechz' ich oftmals nach der goldnen Helle,
 die jener Tage hohe Gunst gewesen,
 und, mir will scheinen, wahrhaft auserlesen
 zur Knüpfung einer hohen Freundschaft war.

Ins Reich der Seele! Dieses ist mir klar:
 Man mag den Weg vielleicht auch einsam finden,
 als stummer Waller, Priester und Prophet —
 doch wie sich's frischer, froher, rascher geht,
 wenn zwei zu solcher Wand' rung sich verbinden,
 das weiß gewiß, wer je in Sonnenfrühe
 mit liebem Freund nach fernem Ziel geschritten.
 Das Geh'n ist Glück — Ermut' gung jede Mühe
 und Ziel schon heißt jedwede Rast inmitten.
 So wünsch ich's oft mir, Freund, oft und vergebens,
 Du weihst es selbst. Im Bann des äußern Lebens
 hält ernst' und liebe Pflicht mich, selten nur
 mir Freiheit gebend auf der Seele Spur.

Dein Buch half neustens mir auf diesem Wege.
 Desz habe Dank und sei gewiß, ich hege
 die alte Lieb' für Dich und Deine Kunst,
 auch wenn das Schicksal mir es auferlegt,
 daß ich soviel jetzt schweige — Der es trägt,
 erbittet nur: erweis' ihm gleiche Gunst!

Georg Reicke